

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

PolitikwissenschaftlerInnen zwischen Studium und Beruf

Eine qualitative Studie über AbsolventInnenpraktika ehemaliger
Politikwissenschaft-StudentInnen.

Verfasserin

Daniela Hermetinger

angestrebter akademischer Grad
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, Dezember 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:
Studienrichtung lt. Studienblatt:
Betreuerin:

A300
Politikwissenschaft
Univ- Doz. Dr. Karin Liebhart

DANKSAGUNG

Ich danke meiner Betreuerin, Frau Univ.- Doz. Dr. Karin Liebhart, für ihre Unterstützung, ihre raschen Antworten und das Interesse, das sie dem Forschungsgegenstand entgegengebracht hat. Weiters gilt mein Dank Frau Univ.- Prof. Dr. Eva Kreisky für Feedback im Rahmen des DiplomandInnenseminars sowie meinen InterviewpartnerInnen, die diese Forschung erst möglich gemacht haben.

Aus ganzem Herzen danke ich meinen Eltern, die meinen Bildungsweg seit jeher unterstützt haben. Ohne ihren Rückhalt und ihre Hilfe hätte ich dieses Studium nicht absolvieren können. Ich danke insbesondere Claudia, Marita, Christof, Eva und Peter für ihr Feedback und dafür, dass sie mir während des ganzen Prozesses zur Seite gestanden sind. Dank gilt weiters meinen MitbewohnerInnen und jenen StudienkollegInnen und FreundInnen, die diese Phase des Diplomarbeitschreibens begleitet haben. Last but not least, I want to thank Tom for his patience and constant support.

INHALTSVERZEICHNIS

1) EINLEITUNG	1
1.1 Ausgangslage	1
1.2 Forschungsansatz	2
1.3 Relevanz des Themas	3
1.4 Fragestellungen	4
2) THEORETISCHER ZUGANG	5
2.1 Bourdieus Wissenschaftsverständnis	5
2.2 Theoretische Konzeptionen	10
2.2.1 Sozialer Raum	10
2.2.2 Kapitalsorten	11
2.2.3 Habitus	13
2.2.4 Feld	20
3) PREKARITÄT	22
3.1 Enger und weiter Prekaritätsbegriff	22
3.1.1 Kontextualisierung des Prekaritätsbegriffes	24
3.2 Dimensionen der Prekarität	25
3.3 Ursachen der Prekarität	26
3.4 Diskurse rund um Prekarität	28
3.5 Atypisch-flexibel-prekär	30
3.5.1 Fordistisches Normalarbeitsverhältnis	30
3.5.2 Atypische Beschäftigungsformen und Flexibilisierung	34
3.6 Exkurs: Das Zonenmodell der Prekarität – Robert Castel	40
3.7 Prekarität und Neoliberalismus bei Pierre Bourdieu	41
4) GENERATION PRAKTIKUM	46
4.1 Zahlen zum Phänomen Generation Praktikum	47
4.2 Rechtliche Regelungen	53
4.3 Berufseinstieg und akademischer Arbeitsmarkt	55
5) EMPIRISCHE STUDIE	58
5.1 Qualitativer Zugang	58
5.1.1 Erhebungsmethode – problemzentriertes Interview	59
5.1.2 InterviewpartnerInnen	62
5.1.3 Auswertung	68
5.2 Ergebnisse der qualitativen Studie	69
5.2.1 Das Praktikum an und für sich	69
5.2.2 Studium-Praktikum-Beruf: Interaktionen	77
5.2.3 Schwierigkeiten-Hürden-Hindernisse	82

6) CONCLUSIO	88
6.1 Praktikum und Prekarität	88
6.2 Dispositionen des Habitus	91
6.3 Schlussfolgerungen und Ausblick	94
7) LITERATURVERZEICHNIS	97
8) ANHANG	104
A) Zusammenfassung	104
B) Abstract	105
C) Lebenslauf	106
D) Interviewleitfaden	107

1) EINLEITUNG

Politikwissenschaft-AbsolventInnen zwischen Studium und Beruf stehen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses dieser Arbeit. Gewählt wurde dabei ein qualitativer Zugang, im Zuge dessen ehemalige Politikwissenschaft-StudentInnen zu Wort kommen, die nach dem Studium ein Praktikum absolviert haben. Im Rahmen problemzentrierter Interviews sprechen sie über ihre Erfahrungen und Erwartungen, setzen das Praktikum mit Studium und Berufseinstieg in Beziehung und reflektieren die Schwierigkeiten dieser Übergangsphase.

1.1 Ausgangslage

In der medialen Berichterstattung ist das untersuchte Phänomen seit 2005 unter dem Begriff der „Generation Praktikum“¹ bekannt - eine wachsende Zahl an PraktikantInnen absolviere nach dem Studium diverse Praktika, die vermehrt Kennzeichen eines versteckten Arbeitsverhältnisses aufweisen würden. Angesprochen wird in diesem Zusammenhang darauf, dass der Ausbildungscharakter eines Praktikums zugunsten voller Arbeitsleistung in den Hintergrund rückt und folglich reguläre Stellen eingespart werden. Besonders intensiv wird diese „ausbeuterische Praxis“ in Deutschland, Italien und Frankreich thematisiert. Etwas zeitverzögert begannen sich auch in Österreich junge Leute für das Thema zu engagieren - die Plattform Generation Praktikum² wurde gegründet. Dem folgte mediales Interesse, Zeitungsartikel wurden geschrieben, öffentliche Veranstaltungen organisiert.

In Beziehung zu setzen ist die Debatte rund um die „Generation Praktikum“ mit dem Begriff der Prekarität, der sich in einer knappen Definition als „[...] Unsicherheit der sozialen Existenz von Menschen durch Widerruflichkeit des Erwerbs“ (Hauer 2007:30) darstellen lässt. Nicht nur bildungsferne Schichten haben im Zuge neoliberaler Umstrukturierungen - im Bereich des Arbeitsmarktes manifestieren sich diese im „Ende des Normalarbeitsverhältnisses“ (ebd.) - mit Schwierigkeiten zu kämpfen. AkademikerInnen stehen am anderen Ende der Leiter, sie verfügen über staatliche Bildungstitel und somit über weitaus mehr „kulturelles Kapital“ (Bourdieu 1997a:53) als bildungsferne Schichten. Trotzdem

¹ http://www.zeit.de/2005/14/Praktikant_14?page=5 (22. November 2008)

² <http://www.generation-praktikum.at> (25. November 2008)

scheinen auch sie, insbesondere in der ersten Zeit nach Abschluss des Studiums, vor prekären Beschäftigungsverhältnissen nicht gefeit zu sein.

1.2 Forschungsansatz

Primäres Ziel dieser Arbeit ist es, Wissen über die Situation von Politikwissenschaft-AbsolventInnen zu generieren, die nach dem Studium ein so genanntes „AbsolventInnenpraktikum“ absolviert haben. Die Debatte um die „Generation Praktikum“ stellt den unmittelbaren Rahmen dieses Forschungsgegenstandes dar. Ihre mediale Präsenz bewirkte zwar wissenschaftliche Auseinandersetzung, diese bleibt aber bis dato stark auf quantitative Zugänge beschränkt (Briedis/Minks 2007, Grün/Hecht 2007). Im Mittelpunkt dieses Forschungsinteresses steht schließlich das Verständnis der subjektiven Sichtweisen der AbsolventInnen, das Nachvollziehen der Logik ihres Denkens und Handelns. Ein solcher Zugang kann im Rahmen einer qualitativen Studie verfolgt werden.

Der Forschungsansatz dieser Studie ist stark geprägt vom Forschen und Denken Pierre Bourdieus, in dessen theoretische Konzeptionen der empirische Teil dieser Arbeit eingebettet ist. Der Soziologe hat nicht zuletzt aufgrund seiner herrschaftskritischen Positionen und seiner Relevanz in der Thematisierung von Prekarität (1998b), eine unbestreitbar wichtige Rolle in der Politikwissenschaft.

Bourdieu's Verständnis von Wissenschaft entspricht jenen Vorstellungen, die ich mit dieser Arbeit umzusetzen versuche - der Stellenwert von Theorie und Empirie soll dabei gleichermaßen bedeutend sein. Den Betroffenen selbst die Möglichkeit zu geben, ihre individuellen Sichtweisen zu schildern, ist wichtiger Teil dieser Diplomarbeit. Bourdieus theoretische Konzeptionen, allen voran der Habitus (1987; 2001), ermöglichen tieferes Verständnis für die Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata der InterviewpartnerInnen und stehen daher am Anfang dieser Arbeit. Dem folgt eine Auseinandersetzung mit den strukturellen Rahmenbedingungen der Prekarität, ohne die das Verständnis des empirischen Materials nicht geben wäre. Die Ergebnisse der Interviews, in denen den Befragten viel Raum zur Thematisierung ihnen wichtiger Aspekte geboten wurde,

werden schließlich in einem letzten Schritt mit der Theorie in Zusammenhang gebracht.

1.3 Relevanz des Themas

Zuletzt soll auf die politikwissenschaftliche Relevanz der Thematik hingewiesen werden. Voranstellen möchte ich, dass mein Verständnis von Politik ein weites ist und nicht bei Institutionen Halt macht. Bei vielen Prozessen in der sozialen Welt ist der direkte Bezug zur Politik möglicherweise nicht auf den ersten Blick erkennbar und doch wird das Handeln von AkteurInnen ständig davon geprägt, in welchen politischen Strukturen wir leben, welche Gesetze formuliert werden, wer Einfluss ausübt und Entscheidungsmacht inne hat – kurz: wer herrscht und wie geherrscht wird.

Die Interaktionen zwischen Politik-Wirtschaft-Gesellschaft werden im Hinblick auf den Gegenstand dieser Arbeit besonders deutlich. Prekäre Beschäftigungsverhältnisse fügen sich in den Rahmen einer stark marktzentrierten Wirtschaftsweise. Unter dem Banner der Flexibilisierung findet die Deregulierung von Beschäftigungsverhältnissen Eingang in die Praxis der Arbeitsmarktpolitik. In dieses Bild passt, dass bis dato rechtliche Regelungen fehlen, die die Situation von PraktikantInnen verbessern könnten. Um „ausbeuterische“ Praktika (keine Entlohnung, lange Praktikumsdauer, verstecktes Arbeitsverhältnis) in Zukunft zu vermeiden, wenden sich diverse europäische Initiativen³ an die Politik. Mindestlöhne, festgelegte Arbeitszeiten und Versicherungsschutz sollen rechtlich verankert werden.

Den Blick auf die praktizierenden AbsolventInnen zu richten, bedeutet sich mit den Betroffenen selbst auseinanderzusetzen und so Informationen darüber zu erhalten, welche Auswirkungen oben angeführte strukturelle Rahmenbedingungen auf individuelle Lebenslagen haben. Das trägt schließlich zur Identifikation gesellschaftlicher Problemlagen bei, deren Lösung sich die Politik anzunehmen hätte.

³ <http://www.generation-p.org/>
<http://www.generation-praktikum.de/>
<http://www.generation-praktikum.at>
(25. November 2008)

Direkter Bezug zur Politikwissenschaft ist weiters gegeben, da alle Interviewten AbsolventInnen dieses Studiums sind und diverse Rückbezüge auf verschiedene Aspekte des Studienfaches und die (Nicht-) Kenntnisse und (Nicht-) Fertigkeiten von PolitikwissenschaftlerInnen erfolgen.

Um die Thematik in ihrer Ganzheit zu sehen, sind mehrere Bereiche in den Blick zu nehmen: Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Es wird folglich versucht, den Zusammenhang zwischen dominanten wirtschaftlichen Strukturen und Denkmustern, politischen Entscheidungen und ihren Auswirkungen auf die Situationen und subjektiven Sichtweisen der AbsolventInnen aufzuzeigen.

1.4 Fragestellungen

- Wodurch kennzeichnet sich die Situation ehemaliger Politikwissenschaft-StudentInnen, die nach dem Studium ein Praktikum absolviert haben? Wie gestaltet sich die Übergangsphase zwischen Studium und ersten beruflichen Erfahrungen?
- Wie wird das Praktikum „kontextualisiert“? Welche Wege und Strategien verfolgen AbsolventInnen nach ihrem Studium? Welche „Logik“ ist dahinter zu erkennen?
- Sind Dimensionen der Prekarität erkennbar? Werden diese von den InterviewpartnerInnen als solche wahrgenommen? Wie wird mit Aspekten der Prekarität umgegangen?

2) THEORETISCHER ZUGANG

Theoretische Basis dieser Arbeit sind die Konzepte Pierre Bourdieus. Der Fokus wird dabei auf das Habituskonzept (1987; 2001) gelegt, welches in Kapitel sechs seine Anwendung findet – dort wird eine Interpretation des empirischen Materials anhand der „Dispositionen des Habitus“ (Bourdieu 1999:102), also Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata vorgenommen. Alle weiteren hier angeführten Begriffe wurden aufgrund ihrer Nähe zum Habituskonzept ausgewählt. Die Auseinandersetzung mit Bourdieu scheint weiters sinnvoll, da er sich in der Spätphase seiner Arbeit mit Prekarität und Neoliberalismus (1998b) beschäftigte und darüber hinaus ein Wissenschaftsverständnis vertritt, das bei der Konzeption dieser Arbeit wichtig war.

2.1 Bourdieus Wissenschaftsverständnis

Pierre Bourdieu ist über seine Disziplin hinaus für ein Wissenschaftsverständnis bekannt, welches nicht unbedingt dem Mainstream sozialwissenschaftlicher DenkerInnen entspricht. Zum einen ist sein Zugang ein disziplinenübergreifender (kam er doch selbst über philosophische Einflüsse zur Ethnologie und schließlich Soziologie) und vielfältiger (Bildung, Sport, Kultur, Arbeitslosigkeit, Intellektuelle etc.), zum anderen überschreitet er so manche Grenzen, die in den Sozialwissenschaften nicht unbeutenden Stellenwert einnehmen. So stellt er die strikte Trennung von Theorie und Empirie in Frage und beschäftigt sich mit der Kritik objektivistischer sowie subjektivistischer Erkenntnisweisen (Bourdieu/Wacquant 1996:17ff).

Unter dieser Kritik ist Bourdieus große Skepsis gegenüber der Trennung von Subjekt und Objekt zu verstehen – „Von allen Gegensätzen, die die Sozialwissenschaften künstlich spalten, ist der grundlegendste und verderblichste der zwischen Subjektivismus und Objektivismus.“ (Bourdieu 1999:49). Die Kluft zwischen diesen beiden Denkschulen zu überwinden, ist Bourdieus erklärtes Ziel.

Subjektivistische Erkenntnisweise meint die Bezugnahme auf Praktiken, Wahrnehmungen oder Absichten, die direkt mit den Erfahrungen von AkteurInnen (Subjekten) verbunden sind. Im Gegensatz dazu fokussiert der

Objektivismus Systeme, Strukturen oder Gesetze, die unabhängig von Subjekten betrachtet werden. Ein in der Soziologie prominentes Gegensatzpaar ist Lebenswelt vs. System, welches auf diese unterschiedlichen Erkenntnisweisen zurückzuführen ist. (Schwingel 2005:41)

Bourdieu sucht einen dritten Weg, der die Dichotomie zwischen Handeln und Struktur aufhebt. Der/die Einzelne wird daher genau so wenig als handlungsunfähiges Objekt, wie als völlig frei entscheidendes Subjekt angesehen. Diese Sichtweise bedingt die Entwicklung des Habituskonzeptes, welches als Vermittlungsinstanz zwischen diesen beiden Polen verstanden werden kann (Barlösius 2006:46ff und Bourdieu/Wacquant 1996:21).

In der Praxis bedeutete das Infragestellen des Gegensatzes zwischen Handeln und Struktur die Ablehnung der im Frankreich der 1950er Jahre vorherrschenden philosophischen Denkrichtungen der „Subjektphilosophie“ und des „Strukturalismus“ (Müller 2005:24). Erstere war von Sartre geprägt, der die Gesellschaft „[...] in den voluntaristischen Spontanakten von Individuen aufgehen läßt“ (ebd.) während der Strukturalismus als die „Philosophie ohne Subjekt“ (ebd.) zu verstehen ist.

Obwohl Bourdieu einen Weg zwischen Struktur und Handeln anstrebt, nimmt Celikates (2006) einen „strukturalistischen Bias“ (ebd.:74) war, da den Individuen wenig Raum für reflexives Denken zugestanden wird. Im Habituskonzept verankert, sieht Celikates weniger eine Vermittlungsfunktion, als eher die Unmöglichkeit sich mit dem eigenen Habitus selbstreflexiv auseinanderzusetzen – ihn selbst zum „Objekt der Reflexion“ (ebd.:81) zu machen.

Dass diese Fragen immer wieder aufgeworfen werden, ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass Bourdieu eine systematische Darstellung seiner Theorie selbst nie vorgenommen hat. Konkrete Einordnungsmöglichkeiten seiner Konzepte formulierte er eher in Gesprächen, als sie auf Papier zu erörtern. In *Reflexive Anthropologie* (1996) wurden Dialoge und Interviews zwischen

Bourdieu, Loïc Wacquant⁴ und mehreren StudentInnen publiziert, in denen dem Denken Bourdieus nachgegangen wird. Das gab ihm die Möglichkeit „ [...] den Widerwillen zu überwinden, den ich gegenüber so manchen Übungen jenes modischen Pariser Theorie-Exhibitionismus hegte, der der Beweggrund für meine fast schon positivistische Ablehnung der ‚hohen Theorie‘ und des ‚hohen‘ Diskurses über hohe theoretische und wissenschaftstheoretische Fragen war.“ (ebd.:8).

Diesem generellen Unbehagen gegenüber systematischen Darstellungen entspricht auch die Weigerung, seine Begrifflichkeiten definitorisch festzulegen. Er verstand sie vielmehr als analytische Werkzeuge, die aus der Reflexion seiner empirischen Studien heraus geboren wurden. Ihre praktische Anwendbarkeit nimmt daher einen höheren Stellenwert ein, als ihre Einfügbarkeit in ein konsistentes theoretisches Gebäude. Das heißt allerdings nicht, dass die Theorie bei Bourdieu einen untergeordneten Stellenwert innehat. Beide, Theorie und Empirie, sind unverzichtbar für das Verstehen der sozialen Praxis (Barlösius 2006:8ff). Bourdieu will begreifen „[...] warum Menschen leben wie sie leben, die Welt so sehen wie sie sie sehen und nicht anders und handeln wie sie handeln.“ (Schultheis 2007:23).

Bourdieus Stellenwert in der Soziologie ist groß. Viele seiner Werke gelten als Klassiker und Konzepte wie Habitus und Feld sind weit über die Disziplin hinaus bekannt. Im außeruniversitären Bereich stieg Bourdieus Bekanntheitsgrad, als er 1993⁵ *La misère du monde, Das Elend der Welt*, veröffentlichte. Mit diesem Werk war eine Gegenwartsdiagnose des alltäglichen Leidens erstellt worden, die politische und wissenschaftliche Intentionen verfolgte (ebd.:179). *Gegenfeuer* wurden 1998b publiziert und sammeln Texte, die sich als „Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion“⁶ lesen lassen.

Als politischer Soziologe wird Bourdieu aber nicht erst seit den 1990er Jahren angesehen, in denen er sein Unbehagen gegenüber dem Neoliberalismus öffentlich kundtat. Schon in den 1970er publizierte er eine allgemeine Analyse

⁴ Professor der Soziologie an der University of California, Berkeley
<http://sociology.berkeley.edu/faculty/wacquant/> (12. November 2008)

⁵ Die deutsche Übersetzung erschien 1997.

⁶ So der vollständige Titel der deutschen Übersetzung.

des politischen Feldes und fokussierte dabei besonders auf die Produktion symbolischer Gewaltverhältnisse. Weiters beschäftigte er sich mit der Verbindung zwischen Klassenhabitus und politischer Meinung. Er postulierte in diesem Zusammenhang, dass politische Meinungen sowie auch die Partizipation bei politischen Prozessen, stark mit dem Besitz ökonomischen und kulturellen Kapitals korrespondieren. Doch nicht nur die Analyse des politischen Systems an sich weist auf das durch und durch Politische seiner Soziologie hin. Möglicherweise noch wichtiger ist sein Anspruch, Soziologie als Herrschaftskritik zu verstehen - also gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen aufzudecken und die Mechanismen der Macht zu begreifen (Bittlingmayer et al. 2002:14ff).

Intensive Rezeption⁷ beinhaltet natürlich auch kritische Stellungnahmen. Besonders im deutschsprachigen Raum entsprach Bourdieu nie ganz dem Kanon der Soziologie. Das Infragestellen akzeptierter Theoriestränge sowie die Weigerung einer theoretischen Systematisierung, brachten ihm häufig Kritik ein (Bittlingmayer et al. 2002:13). Verstärkt wurde dies dadurch, dass die Veröffentlichung der Schriften Bourdieus nicht chronologisch erfolgte. Eine Rezeption im Hinblick auf fortschreitende Entwicklungen war unmöglich, was das Verständnis seiner Werke erschwerte (Barlösius 2006:176). Kritik an einzelnen Aspekten des theoretisch-methodologischen Konzepts findet sich beispielsweise bei Kraus (2005:98), die das bourdieusche Verständnis von Kapital als Ressource (und nicht als gesellschaftliches Verhältnis⁸) als kurzfristig bezeichnet und dessen generalisierende Kreation von spezifischem, dem jeweiligen Feld entsprechenden Kapital, ablehnt.

Wahrgenommen wird aber auch eine gewisse „Bourdieu-Orthodoxie“ (Celikates 2006:73), die der differenzierten Auseinandersetzung einen Riegel vorschiebt,

⁷Sekundärliteratur die sich mit Leben, Werk, Forschungszugang oder einzelnen Theorieaspekten Bourdieus beschäftigt, gibt es in großer Zahl. Interessant ist, aus wie vielen verschiedenen Perspektiven er betrachtet wird – diskutiert wird über seine philosophische Anschlussfähigkeit (Shusterman 1999), das Politische in seinem Forschen/Denken (Steinrück 2004), seine interdisziplinäre Anwendbarkeit (Hillebrand et al. 2006) oder seinen Einfluss auf den deutschsprachigen und angloamerikanischen Raum (Colliot-Thélène et al. 2005; Calhoun 1993). Weiters sind zahlreiche Aufsätze zu finden, die Bourdieus Ansätze mit denen anderer TheoretikerInnen in Verbindung bringen – so werden beispielsweise die Gesellschaftskonzepte der Sozialtheorien Bourdieus und Luhmanns (Bohn 2005) oder die Perspektiven auf das Leid bei Bourdieu und Amartya Sen (Schürz 2008) gegenübergestellt.

⁸Hier wird auf den relationalen Kapitalbegriff von Marx verwiesen – Der Reichtum der einen basiert auf der Armut der anderen.

indem sie jegliche Kritik als entweder ideologisch problematisch, als falsche Leseweise oder Infragestellung der theoriepolitischen Implikationen abtut.

Nach Algerien und zurück – Ausschnitte aus dem Leben Bourdieus

Da Bourdieus Wissenschaftsverständnis sehr stark mit seiner Biographie verbunden ist, soll an dieser Stelle kurz über die prägenden Phasen seines Lebens berichtet werden. Eine ausführliche Rekonstruktion seines Werdegangs liefert Schultheis (2007) mit seiner Publikation *Bourdieu Wege in die Soziologie*, die als Quelle für die hier thematisierten Eckpunkte bezüglich der Herkunft Bourdieus, seines Bildungsweg und seiner Zeit in Algerien dient.

Besonders geprägt haben Bourdieu seine Jahre in Algerien, wohin er in den 1950er Jahre als Wehrpflichtiger entsendet wird. Bourdieu ist Mitte zwanzig als er, die Befreiungskämpfe gegen die französische Kolonialmacht vor Augen, erstmals mit großem Elend konfrontiert wird. Er erlebt, welche radikalen Veränderungen die französische Kolonisation mit sich brachte – vor allem auf dem Feld der Ökonomie kam es zu großen Umbrüchen mit verheerenden Folgen für breite Bevölkerungsschichten. Bourdieu hielt sich fünf Jahre lang in Algerien auf und widmete sich dort der Feldforschung, die teils nur unter gefährlichen Umständen realisiert werden konnte.

Die Erfahrung in der „Fremde“ brachte ihn aber nicht nur den dortigen Lebensumständen näher, sie führte auch dazu, dass Bourdieu sich mit seiner Herkunft auseinandersetzte, die der Welt der algerischen Bauern/Bäuerinnen gar nicht so fremd war. Bourdieus Vorfahren waren bis zur Generation seiner Eltern Bauern, erst sein Vater entschied sich für eine Abkehr und wurde Postbeamter. Bourdieus sozialer Background war demnach von einem bäuerlichen Umfeld geprägt und alles andere als bildungsnah.

Sein Weg hin zu den Eliteinstitutionen Frankreichs begann, als ihn die LehrerInnen seiner Provinzschule ans Gymnasium schickten, da sie in Bourdieu einen intelligenten und förderungswürdigen Jungen erkannten. Von dort ging es weiter nach Paris, wo Bourdieu ein Elitegymnasium besuchte. In Paris sah er sich mit Problemen konfrontiert, die er später mit dem Konzept des Habitus erklären

sollte. Er, der aus dem bäuerlichen Milieu stammte, verkörpert unter anderem durch seinen relativ starken Dialekt, fand sich plötzlich in der Welt der Intellektuellen wieder und sollte sich dort nie so richtig zuhause fühlen. Seiner hohen Begabung entsprechend ging Bourdieu nach dem Gymnasium an die Ecole Normale Supérieure, in welcher der Weg zur Philosophie geebnet wurde, die damals den höchsten Stellenwert in der Welt der Intellektuellen einnahm. Seine Doktorarbeit über die *Zeitstrukturen des Gefühllebens* beendete Bourdieu nie, was auf seine Zeit in Algerien und die damit in Verbindung stehende Entfremdung von der Philosophie zurückzuführen ist.

Den einjährigen Militärdienst leistet Bourdieu in einer Schreibstube ab. Das wurde durch den Einfluss eines Offiziers, der aus einem Dorf nahe seiner Heimat stammte, möglich. Nach Abschluss des Militärdienstes bleibt Bourdieu einige Jahre in Algerien und arbeitet an der Universität von Algier als Assistent im Bereich der Soziologie – „Philosophieren kam ihm unter den brutalen und menschenverachtenden Verhältnissen des Algerienkrieges wie ein weltfremdes und selbstgefälliges akademisches Glasperlenspiel vor und musste durch Wirklichkeitswissenschaft ersetzt werden, um Verantwortung übernehmen zu können“ (Schultheis 2007:35).

2.2 Theoretische Konzeptionen

2.2.1 Sozialer Raum

Bourdieu stellt die soziale Welt in Form eines mehrdimensionalen Raumes dar, dem gewisse Verteilungsprinzipien innewohnen. AkteurInnen definieren sich anhand ihrer Stellung im Raum und zwar relational zu anderen. Der Raum muss daher als Kräftefeld gedacht werden. (Bourdieu 1995:9)

Er wird geschaffen, indem Menschen und Gegenstände untereinander in Relation gesetzt und Positionszuweisungen vorgenommen werden: „Der Raum entsteht aus dem Prozess der gegenseitigen Positionierung“ (Barlösius 2006:119). Um die Verortung einer gewissen Position in der Sozialstruktur möglich zu machen, muss sie in Relation zu anderen Stellungen betrachtet werden. Erst durch das in Beziehung setzen, können beispielsweise Oberschicht und Unterschicht als

konträre Positionen wahrgenommen werden. Wie soziale Positionen eingeschätzt werden, hängt schließlich davon ab, welche Maßstäbe herangezogen werden bzw. mit wem verglichen wird (ebd.:121ff).

Der metaphorische Begriff des (physischen) Raumes ist deshalb so gut auf die soziale Welt umzulegen, da mit ihm Gegensatzpaare verbunden werden, die auch soziale Verhältnisse charakterisieren – oben/unten, nah/fern oder Zentrum/Peripherie. Damit ist es aber noch nicht getan. Abgesehen von diesen Parallelen, findet sich der soziale Raum natürlich auch im physischen wieder: „[...] in Gebäuden und Stadtteilen, den Arbeits- und Freizeitorten, aber auch den körperlichen Erscheinungen und Bewegungen [...]“ (Barlösius 2006:121), überall dort, wo Menschen sich aufhalten und somit soziale Verhältnisse leben. Beide Räume sind ähnlich strukturiert – so spiegelt beispielsweise das Wohnviertel oder die Ausstattung und Größe einer Wohnung, die soziale Position der BewohnerInnen wider (ebd.:122).

Welche Position im Raum eingenommen wird, hängt in erster Linie von zwei Kapitalsorten ab – ökonomischem und kulturellem Kapital. Bourdieu visualisiert dies in einigen seiner Publikationen anhand eines Diagrammes⁹, dessen eine Achse das Gesamtvolumen des zur Verfügung stehenden Kapitals darstellt, während die andere Achse die Struktur des Kapitals (Gewichtung des ökonomischen und kulturellen Kapitals) verdeutlicht. Dementsprechend lassen sich in der Folge soziale Positionen verorten. Wie bedeutend die Struktur des Kapitals ist, erläutert Bourdieu anhand des Beispiels HochschullehrerIn – UnternehmerIn. Obwohl beide mit einem hohen Gesamtkapital ausgestattet sind, sind ihre Positionen im sozialen Raum nicht besonders nahe. Die Dominanz kulturellen bzw. ökonomischen Kapitals bewirkt einen „ausgeprägten Gegensatz“ (Bourdieu 1998a:20) und folglich Distanz im sozialen Raum.

2.2.2 Kapitalsorten

Verwendet Bourdieu den Begriff „Kapital“ (1997a:49ff), so geschieht das nicht, ohne sich kritisch mit der wirtschaftswissenschaftlichen Begriffsdeutung auseinander zu setzen, in der Kapital nur im Rahmen des Warenaustausches

⁹ Zu finden in: *Die feinen Unterschiede* (1987) und *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns* (1998a)

(verstanden als alleinige Form des sozialen Austausches) wirksam wird. Bourdieu sieht diverse gesellschaftliche Austauschverhältnisse gegeben, die zwar als ökonomische Prozesse zu verstehen sind, aber nicht mit der gängigen Definition des ökonomischen Kapitals erklärt werden können. Um die Struktur der Gesellschaft darstellen zu können, für die die Verteilung von Kapital maßgebend ist, bedient sich Bourdieu daher dreier Kapitalsorten – des ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals.

Das „ökonomische Kapital“ (ebd.:52) findet in den Werken Bourdieus keine große Erläuterung. Die Definition deckt sich mit jenen Bedeutungen, die wir mit dem Begriff Kapital im alltäglichen Sprachgebrauch verbinden – nämlich Geld bzw. Eigentum, das wiederum in Geld konvertierbar ist.

Der Begriff des „kulturellen Kapitals“ (ebd.:53ff) taucht primär dann auf, wenn Bourdieu sich mit der Ungleichheit schulischer Erfolge zwischen Kindern unterschiedlicher sozialer Herkunft auseinandersetzt. Kulturelles Kapital zeigt sich auf drei Weisen, in „inkorporiertem“, „objektiviertem“ und „institutionalisiertem“ (ebd.:53) Zustand. Unter inkorporiertem Kapital versteht Bourdieu Bildung, die sich jede/r AkteurIn in einem zeitintensiven „Verinnerlichungsprozeß“ (ebd.:55) selbst anzueignen hat. Es ist eine Arbeit an der eigenen Person, für die schon in jungen Jahren der Grundstein gelegt wird – durch die Erziehung erfolgt (oft unbewusst) die „soziale Vererbung“ (ebd.:57) kulturellen Kapitals, was wiederum den Habitus mitprägt (z. B. die Art zu Sprechen, zu Argumentieren). Inkorporiertes Kapital ist schließlich notwendig, um objektiviertes Kulturkapital, nämlich Gegenstände wie Kunstwerke, Bücher, Filme, Elektrogeräte oder Maschinen, lesen/bedienen/genießen etc. zu können und nicht bloß als „sinnlose“ Objekte anzusehen. Bleibt noch das institutionalisierte Kulturkapital, das sich in Form von Bildungstiteln präsentiert.

Das „soziale Kapital“ (ebd.:63) sind schließlich die Beziehungsnetze, in welche AkteurInnen integriert sind. Durch die „Zugehörigkeit zu einer Gruppe“ (ebd.), beispielsweise Familie oder Partei, entsteht ein Art Sicherheitsgefühl, das auf das Gesamtkapitalvolumen der einzelnen Mitglieder zurückzuführen ist. Je weiter die Ausbreitung seines/ihres Netzes und je höher das darin enthaltene Kapital, über desto mehr soziales Kapital verfügt der/die Einzelne. Ein solches

Beziehungsnetzwerk ist nichts Gegebenes, vielmehr betont Bourdieu die immer wieder notwendigen Investitionen, die „fortlaufende Institutionalisierungsarbeit“ (ebd.:65) und „unaufhörliche Beziehungsarbeit“ (ebd.:67).

Hinzu kommt das „symbolische Kapital“ (Bourdieu 2001:311), das eine Sonderfunktion einnimmt. Abhängig davon, ob es legitime „Anerkennung“ (ebd.) findet, kann jede zuvor angeführte Kapitalform als symbolisches Kapital wirken. Hier findet wieder der Habitus Eingang, der für diese Anerkennung zuständig ist. Aus einer Struktur heraus entstanden, in der die Bedeutung des Kapitals gegeben war, tradiert sich diese Anerkennung fort. Bourdieu beschreibt diesen Prozess als „Verklärung einer Machtbeziehung zu einer Sinnbeziehung“ (ebd.).

Wie bereits angeführt, sind für die Stellung im sozialen Raum insbesondere ökonomisches und kulturelles Kapital maßgeblich. Je größer nun die Distanz zwischen den unterschiedlichen Positionen, umso verschiedener gestalten sich auch die Praxisformen der AkteurInnen. Eine Erklärung dafür bietet der Habitus, welcher im nächsten Schritt erläutert wird.

2.2.3 Habitus

„Der Habitus ist das, was man voraussetzen muß, wenn man erklären will, warum die sozialen Akteure, ohne im eigentlichen Sinne rational zu sein, das heißt ohne ihr Verhalten im Hinblick auf die Maximierung der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu organisieren, kurz, ohne Kombinationen, Pläne, Projekte zu machen, vernünftig sind und nicht verrückt [...], weil sie als Ergebnis eines langen und komplexen Konditionierungsprozesses die objektiven Chancen, die sich ihnen bieten, verinnerlicht haben, und weil sie die Zukunft vorhersagen können, die zu ihnen paßt (im Gegensatz zu dem, was ‚nichts für einen ist‘)“ (Bourdieu/Wacquant 1996:163).

Im Einklang mit Bourdieus Kritik an rein theoretischen Erkenntnisweisen, entstand der Habitus aus empirischen Forschungsfragen heraus und wurde schließlich zu einem allseits bekannten Konzept, dessen Flexibilität Bourdieu immer wieder betonte. In seinen Werken definiert sich der Habitus unter anderem als „das Körper gewordenen Soziale“ (Bourdieu/Wacquant 1996:161), die „in den Körpern einverlebte Geschichte“ (Bourdieu 2001:193) und das „Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem [...] dieser Formen“ (1987:277). Hier finden sich bereits

einige der zentralen Punkte wieder, auf die in der Folge näher eingegangen wird – die Geschichtlichkeit des Habitus, die Beziehung zwischen Körper und Habitus, seine Bedeutung für die Hervorbringung und Klassifikation verschiedener Praxisformen.

Seinem Wissenschaftsverständnis Rechnung tragend, will Bourdieu mit dem Konzept des Habitus erreichen, die „[...] Irrtümer aus dem Weg zu räumen, die beide der scholastischen Sicht entspringen: einerseits die mechanistische Auffassung, die das Handeln für die mechanische Folge äußerer Ursachen hält, andererseits die finalistische, die dafürhält, daß der Agierende, frei, bewußt und, wie manche Utilitaristen sagen, *with full understanding* handelt, wobei die Handlung aus der Berechnung von Gewinnchancen hervorgeht“ (2001:177).

Dispositionen des Habitus

Die Geschichtlichkeit des Habitus wird ersichtlich, wenn die von ihm erzeugten Formen/Schemata in den Blick genommen werden. Die „aktive Präsenz früherer Erfahrungen“ (Bourdieu 1999:101) ist für die „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (ebd.) verantwortlich, die den AkteurInnen eigen sind. Diese Schemata ermöglichen es nun, „Reize“ (Bourdieu 2001:177) wahrzunehmen, diese mit bereits Bekanntem in Beziehung zu setzen und schließlich angemessen darauf zu reagieren, ohne vorher umfassende rationale Erwägungen anstellen zu müssen.

Schwingel (2005:62) schlüsselt nun jedes einzelne dieser Schemata, von Bourdieu auch als „Dispositionen“ (1999:102) des Habitus bezeichnet, auf und zeichnet nach, welche Bedeutungen in ihnen stecken. Wahrnehmungsschemata dienen demnach zur Strukturierung der sozialen Welt, die tagtäglich von unseren Sinnen wahrgenommen und erkannt wird. Unter Denkschemata werden drei Punkte subsumiert – Alltagstheorien, die zur Interpretation der sozialen Welt herangezogen werden; in diese Theorien eingeschriebene ethische Normen und schließlich der Geschmack von Individuen/Gruppen. Zuletzt sind noch die Handlungsschemata zu erwähnen, die maßgebend dafür sind, welche Aktionen in der Praxis gesetzt werden.

Doxa

Um schließlich auch die Entstehung des Habitus, seine Besonderheiten und Erklärungskraft zu verstehen, ist zuerst auf den Begriff der Doxa einzugehen. Barlösius (2006:28) subsumiert unter den bourdieuschen Begriff der Doxa „ [...] alles, was stillschweigend als gegeben hingenommen wird, keine Zweifel provoziert oder Nachfragen nach sich zieht.“ Dass die Prozesse in der Welt nicht ständig hinterfragt werden, sondern mehrheitlich als natürlich, logisch, selbstverständlich betrachtet werden, ist auf das direkte „Verwachsensein“ (ebd.:28) der AkteurInnen mit der Welt zurück zu führen. Was machbar oder aber unmöglich erscheint, wird als wenig beeinflussbar angesehen. Für Bourdieu steht im Vordergrund, wie dieser „Einklang“ (ebd.:28) der verschiedenen Praktiken/Wahrnehmungen mit der herrschenden Weltordnung zu Stande kommt. Bourdieu nimmt eine Abgestimmtheit wahr, die nicht durch die Einhaltung von Normen entsteht und der auch keine Absprache zwischen den AkteurInnen zu Grunde liegt. Er macht sich daher auf die Suche nach dem „vereinheitlichenden Prinzip“ (ebd.:29) und stößt dabei unter anderem auf den Habitus.

Die Doxa bringt mit sich, dass Denkweisen, Entscheidungsfindungsprozesse oder Handlungen von Menschen nicht allein auf deren rationale Erwägungen oder Kalkulationen zurück zu führen sind. Natürlich geht mit so manchen Handlungen ein gründliches „Durchdenken“ zusammen. Doch was AkteurInnen überhaupt in den Kopf kommt, welche Gedankengänge durchlaufen werden und was in Konsequenz dazu undenkbar bleibt, hat wenig mit rationalem Kalkül oder abgewogener Planung zu tun. Bourdieu geht davon aus, dass Menschen sehr stark von ihrer sozialen Herkunft geprägt werden. Abhängig davon machen AkteurInnen in ihren Familien unterschiedliche Erfahrungen („Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, Objektwelt, Formen der Konsumtion, Verhältnis zu Verwandten usw.“ Bourdieu 1999:101), die ihr Verhalten und Denken prägen und zur Ausbildung eines bestimmten Habitus führen. Wie eine Situation bewertet wird oder welche Handlungsmöglichkeiten gesehen werden, hängt also stark von der eigenen Geschichte ab. Personen gleicher sozialer Herkunft weisen daher ähnliche, wenn auch niemals idente, Denk- und Handlungsschemata (und in der Folge Lebensstile) auf. Es erfolgt eine

„Konditionierung“ (ebd.:98), die Ursache für das Erkennen, oder eben auch Nicht-Erkennen, von Möglichkeiten/Zielen ist. Bourdieu bringt diese Praxis mit dem Begriff des Alltagsverständes in Zusammenhang. Ihn nähren Erfahrungen, die von Menschen mit ähnlicher Vergangenheit durchlebt und schließlich auch ständig weiter getragen werden. Welche Handlungen einem zur Erreichung eines bestimmten Zieles in den Sinn kommen, welche als erfolgreich oder weniger nützlich angesehen werden, ist vom Habitus abhängig (ebd.:97-122).

Genannte Konditionierungen, die auf die Lebensbedingungen jeder einzelnen Person zurückzuführen sind, schaffen demnach Habitusformen „[...] als Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, als strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren [...]“ (Bourdieu 1999:98). In einfacheren Worten gesprochen werden hier die Strukturierungsprinzipien der Gesellschaft (*strukturierte Struktur*) angesprochen, die beeinflussen, welche Ressourcen dem Individuum zur Verfügung stehen und welche Stellungen in der sozialen Welt eingenommen werden können (bedeutend sind hier beispielsweise die ökonomische Position, das Geschlecht oder Bildungstitel). Der nächste Schritt ist ein aktiver – es geht darum, wie nun mit diesen Strukturierungsprinzipien umgegangen wird, welche Gestaltungsprinzipien hervorgebracht werden (*strukturierende Struktur*). Barlösius bezeichnet diesen Vorgang als „Übersetzungsprozess“ (2006:65), der einer eigenen Logik folgt.

Abgestimmtheit des Habitus

Die Beobachtung, dass Individuen in einem Übersetzungsprozess Handlungsweisen hervorbringen, die übereinstimmende, gesellschaftlich anerkannte Regeln/Normen/Verhaltensweisen erzeugen und obendrein große Ähnlichkeiten zwischen Menschen ähnlicher sozialer Herkunft aufweisen, ist wichtiger Bestandteil des Habituskonzeptes: „Im Zentrum der Grammatik steht nicht eine abstrakte Struktur, sondern das Subjekt und *seine* Produktion von Strukturen, die weder als unveränderlich noch als unabhängig von den Subjekten gedacht werden können“ (Krais/Gebauer 2008:33).

Wie diese Abgestimmtheiten in der Praxis aussehen und welche Rolle dabei der Habitus spielt, wird unter anderem in *Die feinen Unterschiede* verdeutlicht

(1987), wo Bourdieu die Wechselbeziehungen zwischen sozio-ökonomischen Bedingungen und Lebensstilen der französischen Gesellschaft analysiert. Für die Entstehung des Raums der Lebensstile bedeutend sind „Praxisformen“ und „Geschmack“ (ebd.:278), die beide vom Habitus hervorgebracht werden. Der Geschmack dient hier zur Bewertung verschiedener Praxisformen des kulturellen Konsums und ist darüber hinaus bedeutendes Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft. Den Kulturbegriff versteht Bourdieu als umfangreichen – er beinhaltet den Museumsbesuch genauso wie die Art sich zu Kleiden oder Präferenzen bezüglich des Essens und Trinkens. Es wird davon ausgegangen, dass Geschmack sich entsprechend den sozio-ökonomischen Bedingungen formt. Er unterscheidet daher zwischen aus Luxus oder Not entstandenem Geschmack. Er verneint die „typisch bürgerliche“ (ebd.:290) Vorstellung, die Geschmack mit freier Wählbarkeit assoziiert.

„In diesem Sinne läßt sich der Geschmack der unteren Klassen für gleichermaßen *nährende* wie *sparsame* Nahrung [...] aus der Notwendigkeit zu weitestgehender kostensparender *Reproduktion der Arbeitskraft ableiten*, der sich das Proletariat, wie seine Definition bereits besagt, zwangsläufig beugen muß“ (ebd.:290).

Das Beispiel der Ess- und Trinkkultur ist ein interessantes, da Bourdieu hier Verhaltensweisen der unteren Schichten herausarbeitet, die der dominanten Vorstellung von „Mäßigung um der Schlankeit willen“ (ebd.:292) eindeutig zuwiderlaufen. Neben dem Körperbild (Kraft vor Aussehen), spielt hier auch der zeitliche Faktor eine Rolle – es sich in der Gegenwart gut gehen lassen (durch gemeinschaftliches Essen und Trinken), da die Zukunft nur wenig zu bieten hat.

Obwohl das Einkommen natürlich bedeutenden Einfluss auf die Konsumgewohnheiten ausübt, lassen sich Differenzen im Geschmack nicht allein auf diesen Faktor reduzieren. Im Vergleich der Nahrungsmittel-Präferenzen von VorarbeiterInnen mit jenen unterer Angestellter – wobei erstere über einen höheren finanziellen Spielraum verfügen – wird deutlich, dass VorarbeiterInnen trotz höheren Einkommens viel eher den Geschmack der ArbeiterInnen teilen, als dies die unteren Angestellten tun, die sich davon eindeutig abgrenzen und in Richtung der Vorlieben von LehrerInnen höherer Schulen und Hochschulen tendieren.

Je höher Personen in der Sozialstruktur verortet sind, desto stärkere Zustimmung findet die Schlankheits-Norm. Das schlägt sich wiederum im Konsumverhalten nieder – das erhobene Datenmaterial bestätigt die prozentual höheren Ausgaben für Nahrungsmittel auf Seiten der ArbeiterInnen bzw. für Kleidung und Kosmetikprodukte auf Seiten der Angestellten. Unterschiede manifestieren sich nicht allein in der Höhe der Ausgaben, sondern auch darin, welche Lebensmittel konsumiert werden. Fetthaltige Nahrungsmittel wie Käse, Wurstwaren oder Schweinefleisch, die dem populären Geschmack der ArbeiterInnen zugeordnet werden, finden weniger Anklang, während sich die Ausgaben für beispielsweise Rind- oder Kalbfleisch bei ArbeiterInnen wie Angestellten im selben Rahmen bewegen.

Wirksam wird hier wieder der Habitus – er bringt einen Geschmack hervor, der zum einen sehr stark von seiner Entstehungsgeschichte geprägt ist¹⁰ (der/die VorarbeiterIn hält trotz höheren Einkommens an seiner/ihrer Ess- und Trinkkultur fest – billige Lebensmittel, aber reichlich davon), zum anderen dient er zur Distinktion (indem Angestellte andere Präferenzen vorweisen, stellen sie Distanz zu den ArbeiterInnen her).

Habitus und Körperlichkeit

Um die Beziehung zwischen Habitus und Körper zu verstehen, kann das Beispiel des Essens und Trinkens weitergeführt werden. Wenn Bourdieu vom Körper als der „unwiderlegbarste[n] Objektivierung des Klassengeschmacks“ (1987:307) spricht, geht er auf seine äußerlichen Merkmale (dick-dünn, aufrecht-gebeugt) genauso ein, wie auf das „Körperschema“ selbst (ebd.), das den Habitus beispielsweise durch eine bestimmte Art des Essens verdeutlicht. Wird Fisch vom männlichen Arbeiter abgelehnt, dann nicht nur weil er als leichtes Gericht den Hunger nicht lange stillen kann, sondern mehr noch, weil er aufgrund der in ihm enthaltenen Gräten eine dem Habitus abweichende Art des Essens, nämlich vorsichtig und langsam, erfordert.

¹⁰ Die Kindheit bzw. die sozio-ökonomischen Bedingungen, in denen man aufgewachsen ist, spielen hier eine bedeutsame Rolle.

Viele soziale Normen macht erst der Körper sichtbar, der in diesem Zusammenhang die Funktion einer „Gedächtnisstütze“ (Bourdieu 2001:181) übernimmt. Abgesehen von der Kleidung ist es auch die Art des Redens, Gehens oder Blickens, worin beispielsweise die Geschlechterdifferenz ihren Ausdruck findet. Bourdieu verwendet hier die Metapher der „Tätowierungen“ (ebd.), die in den Körper eingebrannt und fälschlicherweise oft als natürliche Gegebenheiten interpretiert werden.

Gespaltener Habitus

Harmonie zwischen den „Dispositionen und Positionen“ (Bourdieu 2001:202), also zwischen den Denk- Wahrnehmungs- und Handlungsschemata und der Stellung im sozialen Raum, ist solange gegeben, als der umgebende Raum jenem gleicht, in dem sich der Habitus gebildet hat. Da aber strukturelle Umgestaltungen bestimmte Positionen verdrängen (z.B. den Handwerksberuf Schuhmacher) und Mobilität zwischen den Generationen gegeben ist (z.B. höherer Bildungsgrad der Kinder), „ [...] gibt es stets Akteure, die sich in einer schiefen, deplazierten Situation befinden und die sich an ihrem Platz, oder wie man auch sagt, ‚in ihrer Haut‘ nicht wohl fühlen“ (ebd.:202).

Ist das Verhältnis zum erworbenen Habitus gestört, weil beispielsweise durch einen Positionswechsel ein anderer Habitus gefordert ist (z.B. das Kind unterer Angestellter absolviert ein Studium und findet sich in einer Führungsposition wieder), so erkennt Bourdieu eine gewisse Zerrissenheit, einen gespaltenen Habitus. Zwar sieht er die Möglichkeit gegeben, dass die ursprünglich erworbenen Dispositionen eine Abschwächung erfahren – weil beispielsweise die Situationen immer weniger werden, in denen der „alte“ Habitus aktualisiert wird oder weil ein bewusster Wandel einzelner Aspekte des Habitus vollzogen wird (z.B. Ablegen des Dialektes), doch geht er grundsätzlich von einer gewissen „Trägheit“ (ebd.:206) aus, die tendenziell die Bejahung und Weiterführung gewohnter Strukturen bewirkt.

Da Personen aber laufend mit neuen Erfahrungen konfrontiert sind, die in der Folge auch verarbeitet werden müssen, befinden sich die Dispositionen des Habitus in einem ständigen Wandel. Bewegen sich die Erfahrungen in einem

bestimmten, nämlich relativ vertrauten, Rahmen, so wird sich die Gespaltenheit des Habitus in Grenzen halten. Kommt es aber zu einer abrupten Veränderung der individuellen Situation (z.B. Kündigung) oder der gesellschaftlichen Struktur (z.B. Kolonialismus), umso schwieriger ist die Anpassung des Habitus.

Die tendenziell geringe Diskrepanz zwischen Struktur und Habitus bezeichnet Bourdieu als „Sonderfall“ (ebd.:204), der mehrheitlich im „Norden“ zu beobachten ist. Die Entwicklung des Habituskonzeptes war allerdings viel eher davon getragen, die „Missverhältnisse“ (ebd.) und nicht die Angepasstheiten aufzudecken, die Bourdieu insbesondere im kolonialisierten Algerien der 1960er herausarbeitet hat und in den so genannten Entwicklungsländern bis in die Gegenwart hinauf wahrnimmt. In diesem Sinne kritisiert er jene Ansichtweisen, die sein Habituskonzept als „Prinzip der Wiederholung und Bewahrung“ (ebd.) interpretieren.

2.2.4 Feld

Mit den Konzepten des Habitus und des Kapitals sehr eng verbunden ist das Konzept des Feldes. Bourdieu geht von der Existenz einzelner Felder aus (z.B. ökonomisches Feld, künstlerisches Feld, politisches Feld), die eine jeweils eigene „Logik“ (Bourdieu/Wacquant 1996:127) besitzen und in ihrer Gesamtheit den „sozialen Kosmos“ (ebd.) ausmachen.

Um die Vorgänge im Feld zu erklären, bedient sich Bourdieu der Metapher eines Spieles, welches zunächst einmal das „Einverständnis“ (ebd.:128) aller SpielerInnen bezüglich der Sinnhaftigkeit des Spiels voraussetzt (es lohnt sich, das Spiel zu spielen). Bourdieu verwendet hier den Begriff des Interesses: „Ein Interesse haben heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat, und daß das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist“ (ebd.:148). Auf diesem Einverständnis, dem Grundinteresse, basieren schließlich die diversen Elemente (z.B. Einsatz, Konkurrenz, Trümpfe) des Spiels. Welche Positionen die SpielerInnen einnehmen und welche Taktiken sie anwenden, hängt schließlich von Habitus und Kapital ab.

Die bereits angeführten Kapitalsorten finden sich in den verschiedenen Feldern wieder, ihr jeweiliger Stellenwert unterscheidet sich aber je nach Feld bzw. auch je nach Zustand des Feldes beträchtlich. Beschäftigt man sich mit einem Feld, so ist es daher notwendig, die darin bedeutsamen Kapitalsorten zu identifizieren. Die wichtigste Kapitalsorte ist folglich zugleich „Waffe“ und „umkämpftes Objekt“ (ebd.:128) und verleiht den InhaberInnen Macht.

Wodurch sich nun die Strategie von SpielerInnen kennzeichnet, ist nicht allein davon abhängig, welches und wie viel Kapital zu einem gewissen Zeitpunkt verfügbar ist, sondern auch wie sich dieses Kapital im Laufe der Zeit entwickelt hat. Angesprochen wird hier der Lebenslauf, der Weg zu bestimmten Positionen, also die Geschichtlichkeit von AkteurInnen, womit wieder der Habitus wirksam wird.

Die Auseinandersetzung mit der bourdieuschen Theorie, deren Kernfrage sich stets auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft bezieht, soll als Basis für die schrittweise Beantwortung der in dieser Arbeit aufgeworfenen Fragestellungen verstanden werden. Bourdieu findet seine Fortsetzung im nächsten Kapitel (wenn dort auch eher politische Äußerungen als wissenschaftliche Abhandlungen zum Tragen kommen), welches sich der „Prekarität“ widmet.

3) PREKARITÄT

In diesem Kapitel steht die Auseinandersetzung mit Prekarität, ihren Dimensionen und Ursachen, im Zentrum. Um ein umfassendes Verständnis davon zu erhalten, sind Begrifflichkeiten wie atypische Beschäftigung und Flexibilisierung in den Blick zu nehmen. Diese stehen in einem Naheverhältnis zu Prekarität und müssen wiederum in einen größeren Rahmen, nämlich den der Globalisierung und des Neoliberalismus, eingebettet werden. Eine kurze historische Rückschau soll die Zusammenhänge aufzeigen.

3.1 Enger und weiter Prekaritätsbegriff

Bourdieu's Verständnis von Prekarität entspricht einer weiten Begriffsdefinition. Die Problematik ist demnach nicht nur an den Rändern zu suchen, sondern betrifft in unterschiedlichem Ausmaß unsere gesamte Gesellschaft. Von mehreren Seiten wird Bourdieu der Verdienst zugerechnet, nicht nur „[...] jene ins Licht zu rücken, die normalerweise im Schatten ihr Dasein fristen, sondern eben gerade auch darum, den Lichtkegel von den Randlagen auf die prekarierten Arbeitsverhältnisse der regulierten Lohnabhängigkeit des 'Zentrums' der Erwerbsgesellschaft zu richten“ (Pelizzari 2007:63).

In diesem Sinne ist auch jener Zugang zu verstehen, der für die begriffliche Unterscheidung von Prekarität und Prekariierung eintritt und letzteren Begriff als sinnvoller erachtet (Redak et al. 2008). Prekariat/Prekarität wird hier als Analyserahmen verstanden, der „die Charakterisierung einer klar abgegrenzten gesellschaftlichen Gruppe bzw. eines spezifischen gesellschaftlichen Milieus“ (ebd.:3-4) vornimmt. Dies wird zugunsten eines prozesshaften Prekariierungsbegriff abgelehnt, der unter Prekariierung den „[...] Versuch der Herrschenden [versteht] durch Verunsicherung und Deklassierung von Personengruppen die Disziplinierung aller, also auch der nicht von prekären Lebensverhältnissen Betroffenen, zu erreichen“ (ebd.:4). Ein weiter Begriff impliziert aber nicht nur die Ausweitung des Blickwinkels auf die gesamte Gesellschaft, sondern thematisiert auch worauf die Analyse abzielen sollte – hier wird nicht nur auf den Bereich der Arbeit verwiesen, sondern auch auf Aspekte außerhalb dieses Rahmens.

Dem gegenüber steht eine engere Definition des Prekaritätsbegriffes (Brinkmann et al. 2006). Zu weite Definitionen werden als für die Analyse ungeeignet angesehen, da Prekarität so zu einem Sammelbegriff verschiedenster Problemfelder und Lebenssituationen wird, was zur Verringerung seiner analytischen Kraft führt. Der bourdieusche Begriff von Prekarität wird als Ausgangspunkt eines stärker wissenschaftlich-analytischen Blickwinkels angesehen. Ein enger und als Prekarität (anstatt Prekarisierung) titulierter Begriff bedeutet allerdings nicht, dass hier immer auf klar abgegrenzte Gruppen/Milieus verwiesen wird, wie das Redak et al. (2008; s. o.) befürchten. Viel eher wird hier eine Beschränkung auf das Erwerbsleben wirksam, die für die Ausarbeitung sinnvoll erscheint.

In dieser Arbeit wird der Begriff Prekarität verwendet. Das heißt aber nicht, dass die im Begriff der Prekarisierung implizierte Verunsicherung aller Bevölkerungsgruppen nicht mitgedacht wird. Im Gegenteil – bereits der Untersuchungsgegenstand (junge, qualifizierte AkademikerInnen) verdeutlicht, dass nicht von einer auf bildungsferne Bevölkerungsschichten beschränkten Problematik ausgegangen wird. dass nicht von einer auf untere Bevölkerungsschichten beschränkten Problematik ausgegangen wird. Entgegen den Prämissen der weiten Definition, wird das Hauptaugenmerk aber auf arbeitsweltliche Situationen gelegt, da eine spezielle Beschäftigungsform, das Praktikum, im Mittelpunkt des Interesses steht. Der Begriff Prekarisierung findet nur dann Anwendung, wenn dezidiert auf den prozesshaften Charakter des Phänomens hingewiesen werden soll (z.B. bei der Analyse der Ursachen).

Folgende Definition entspricht diesen Ansprüchen am Besten, da zusätzlich zum Fokus auf das Erwerbsverhältnis, auch subjektive Aspekte Eingang finden, die in dieser Arbeit mittels problemzentrierter Interviews erhoben werden können:

„Als prekär kann ein Erwerbsverhältnis bezeichnet werden, wenn die Beschäftigten aufgrund ihrer Tätigkeit deutlich unter ein Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken, das in der Gegenwartsgesellschaft als Standard definiert wird. Und prekär ist Erwerbsarbeit auch, sofern sie subjektiv mit Sinnverlusten, Anerkennungsdefiziten und Planungsunsicherheit in einem Ausmaß verbunden ist, das gesellschaftliche Standards deutlich zuungunsten der Beschäftigten korrigiert“ (Brinkmann et al. 2006:17).

3.1.1 Kontextualisierung des Prekaritätsbegriffes

Redak et al. (2008) sehen in der aktuellen Auseinandersetzung um Prekarität/Prekarisierung einen Zusammenfluss diverser Debatten rund um „Armut, Veränderung der Arbeitsgesellschaft, gesellschaftliche Polarisierung“ (ebd.:3). Sozialwissenschaft, Medien, Gewerkschaften und soziale Bewegungen bedienen sich gleichermaßen dieser Begrifflichkeiten, wenn auch der Fokus auf unterschiedliche Aspekte gelegt wird (z.B. soziale Bewegungen: Herrschaftskritik; Gewerkschaften: prekäre Beschäftigung in Abgrenzung zum Normalarbeitsverhältnis).

Im deutschsprachigen Raum war die akademische Verwendung des Begriffes Prekarität lange Zeit nicht unumstritten. Zum einen gab es Kritik an der bourdieuschen Assoziation „Prekarität – politischer Kampfbegriff“, zum anderen galt er als zu wenig klar umrissen und wurde deshalb kaum verwendet oder aber unter andere Kategorien subsumiert, wie beispielsweise bei Altvater/Mahnkopf (2002), die „Informalität“ zum Thema machten (Brinkmann et al. 2006:8).

Im Nahbereich der Prekarisierungsforschung ist das Begriffspaar Inklusion/Exklusion anzusiedeln. Die „Überflüssigen“ (Bude/Willisch 2008:11) stehen hier den „Arbeitskraftunternehmern“ (Voß/Weiß 2005:65) gegenüber. Die These des Arbeitskraftunternehmers basiert auf der Annahme, dass mit den strukturellen Veränderungen der Arbeit ein dementsprechend neues Profil von Arbeitskraft einhergeht. Der/die idealtypische ArbeitskraftunternehmerIn besitzt die Fähigkeit der „Selbst-Kontrolle“ (ebd.:69), wodurch der reibungslose Ablauf der eigenen Arbeit selbstständig organisiert, durchgeführt und überwacht werden kann. Weiters sind ArbeitskraftunternehmerInnen der „Selbst-Ökonomisierung“ (ebd.) mächtig, die auf den Erwerb nützlicher Qualifikationen und Skills und deren gezielte Vermarktung auf Arbeitsmarkt- oder Betriebsebene abzielt. Um diese beiden Punkte gewährleisten zu können, ist eine „Selbst-Rationalisierung“ (ebd.:70) anzustreben - eine Strukturierung der gesamten Lebensführung, die der Entwicklung dieses Arbeitskraftunternehmers dienlich ist. Die Überflüssigen sind nun all das nicht. Sie stellen „die andere Seite des allseits geforderten und gefeierten ‚unternehmerischen Selbst‘“ (Bude/Willisch 2008:11) dar.

3.2 Dimensionen der Prekarität

Candeias (2007:44), der einen weiten Begriff vertritt, versteht Prekarisierung als Prozesse, die

- Arbeitsverhältnisse ohne existenzsicherndes Einkommen erzeugen,
- mit Tätigkeiten in Verbindung stehen, die geringe gesellschaftliche Anerkennung erhalten,
- die Ausgliederung aus kooperativen Strukturen und die Isolierung von Sozialkontakten vorantreiben,
- mit einem niedrigeren rechtlichen Status korrelieren,
- den Bezug von Sozialleistungen einschränken,
- mit dem Abbau öffentlicher Dienstleistungen zusammenhängen,
- die Planung des persönlichen Lebensentwurfes erschweren oder unmöglich machen sowie
- eine Verunsicherung der individuellen und kollektiven Handlungsfähigkeit hervorrufen.

Ähnlich, wenn auch stärker am Erwerbssystem anschließend, argumentieren Brinkmann et al. (2006:18). Mit direkter Bezugnahme auf prekäre Beschäftigung werden fünf Dimensionen herausgearbeitet:

- der reproduktiv-materielle Aspekt verweist auf nicht-existenzsichernde Tätigkeiten,
- die sozial-kommunikative Dimension beschäftigt sich damit, ob eine Integration in soziale Netze, die mit dem Arbeitsort/der Arbeitstätigkeit in Beziehung stehen, möglich ist,
- die rechtlich-institutionelle Partizipationsdimension bezieht sich auf den Genuss sozialer Rechte und die vorhandenen Mitbestimmungsmöglichkeiten,
- die Status- und Anerkennungsdimension beschäftigt sich mit gesellschaftlicher Positionierung und sozialer Missachtung und
- die arbeitsinhaltliche Dimension bezieht sich auf Berufstätigkeit, die mit dauerhaftem Sinnverlust einhergeht oder aber eine Überidentifikation mit der Arbeit hervorruft.

Obwohl Differenzen zwischen engem und weitem Prekaritätsbegriff wahrgenommen werden können, unterscheidet sich die Aufbereitung der Dimensionen lediglich in einzelnen Punkten. Candeias nimmt mit der Bezugnahme auf die Erosion öffentlicher Dienstleistungen einen größeren Rahmen in den Blick. Dazu zählt auch der Verweis auf die Planungsunsicherheit, die mit verschiedenen Aspekten individueller Lebensentwürfe in Verbindung gebracht wird. Brinkmann et al. sprechen im Unterschied zu Candeias auch arbeitsinhaltliche Aspekte wie (z.B. Sinnverlust) an, die bei der Analyse prekärer Beschäftigungsverhältnisse miteinzubeziehen sind.

Da die Dimensionen prekärer Beschäftigung nach Brinkmann et al. später noch Eingang finden werden, soll hier mittels einer graphischen Darstellung ein Überblick geboten werden.

Dimensionen - prekäre Beschäftigung <i>eigene Darstellung (nach Brinkmann et al. 2006)</i>	
▪ reproduktiv-materielle Dimension	▪ sozial-kommunikative Dimension
▪ rechtlich-institutionelle oder Partizipationsdimension	▪ Status- und Anerkennungsdimension
▪ arbeitsinhaltliche Dimension	

3.3 Ursachen der Prekarität

Um die Hauptursache der Prekarisierungstendenzen ausfindig zu machen, ist der große ökonomisch-politische Rahmen in den Blick zu nehmen, der sich durch starke Marktzentrierung kennzeichnet (Brinkmann et al. 2006:11ff). Besonders aufgrund des Bedeutungszuwachses der Finanzakkumulation, also der Anhäufung von Kapital über die Börse samt damit in Verbindung stehender Konkurrenzausweitung und Profitdominanz, haben sich Veränderungen in Arbeitsverhältnissen ergeben. Jetzt wird nicht nur mittels Ausweitung von „Investitionsmitteln und Produktionskapazitäten“ (ebd.:12) Kapital akkumuliert, sondern auch durch die Flexibilisierung von Arbeit oder die Ausweitung „kapitalistischer Verwertungslogik“ (Faschingeder et al. 2005:13) auf Bereiche, die dieser Logik zuvor nicht unterworfen waren (z.B. Bildung).

Einen groben Überblick über die in der Literatur vorzufindenden Argumentationslinien zur Ursache von Prekarisierung bieten Redak et al. (2008:5-6). Es handelt sich hier um die Aufschlüsselung von vier Strängen, die aber letztendlich wieder als zusammenhängende Gesamtheit verstanden und aus dem Blickwinkel oben angeführter ökonomisch-politischer Rahmenbedingungen heraus betrachtet werden müssen.

Als erster Argumentationsansatz wird die Krise des Produktionsmodells angeführt. Es wird davon ausgegangen, dass der Kapitalismus nicht mehr fähig ist neue Felder zu erschließen oder Arbeitskräfte zu integrieren, weshalb informelle Arbeitsweisen ansteigen. Altvater und Mahnkopf (2002:13ff) setzen sich mit informeller Arbeit auseinander und subsumieren darunter eine Vielzahl nicht-normierter (d. h. nicht vertraglich vereinbarter; ohne Versicherungsschutz und gewerkschaftlichen Rückhalt) Jobs, die seit den 1970er Jahren weltweit zunehmen. Unterschieden wird hier einerseits zwischen informeller Arbeit, die zwar legale Produkte/Dienstleistungen hervorbringt (vorwiegend für lokale Märkte), deren Entstehung aber in illegale Produktionsprozesse eingebunden ist (z.B. Schwarzarbeit in der Baubranche) und andererseits jenen Beschäftigungsformen, die ganz eindeutig abseits jeglicher legaler Bestimmungen liegen, weil sie illegale Produkte oder Dienstleistungen wie beispielsweise den Handel mit Drogen oder erzwungene Prostitution hervorbringen. Zwar wird den neuen Formen prekärer Arbeit nicht pauschal ein informeller Charakter nachgesagt, Erwähnung finden sie in diesem Zusammenhang aber trotzdem, da Altvater/Mahnkopf ihre Tendenz zum Unterschreiten anerkannter Bestimmungen des Arbeitsrechtes als gegeben ansehen.

Der nächste Punkt bezieht sich ebenfalls auf die Produktion, allerdings mit dem Fokus auf ihre Organisation. Prekarisierung wird hier mit der Ausbreitung flexibel gestalteter, digitalisierter und netzwerkartig organisierter Produktion in Zusammenhang gebracht. Mitgedacht wird auch der Bedeutungszuwachs von Dienstleistungen, welche unter anderem aufgrund der schwankenden Nachfrage die Unsicherheit von Arbeitsverhältnissen nach sich ziehen, sowie die Praxis des Outsourcings (Redak et al. 2008:5). Moser (2003:94) sieht den Vorteil einer Auslagerung bestimmter Tätigkeiten eines Betriebes an Dritt- oder

Subunternehmen darin, dass UnternehmerInnen damit innerbetriebliche Kollektivvertragsbestimmungen umgehen und aus den besten Angeboten auswählen können.

Ein dritter Blickwinkel stellt neoliberale Politik ins Zentrum der Analyse. Prekarisierung wird als gewollte Entwicklung angesehen, als Teil einer Herrschaftsstrategie, die sich der Kapitalakkumulation verpflichtet, soziale Rechte mehr und mehr abdrängt und Problemlagen als individuelle Angelegenheiten darzustellen versucht (Redak et al. 2008:6). Kaindl (2007:25) spricht hier von regelrechten Kampagnen, die die individuelle Formung des „Humankapitals“ durch diverse „Selbstmanagementliteratur“ zu mobilisieren versuchen.

In einer vierten Argumentationslinie wird schließlich thematisiert, dass neoliberale Neuerungen nicht allein von „oben“ durchgesetzt wurden, sondern auch in der Bevölkerung Zuspruch fanden, da die negativen Aspekte des vorher dominanten Arbeitsverhältnisses teilweise aufgebrochen werden konnten (Redak et al. 2008:6). „Fließband, Arbeitshetze, lebenslange Festlegung auf eine Arbeit oder einen Betrieb, männlicher Alleinverdiener, traditionelle heterosexuelle Kleinfamilie [...]“ (Hauer 2007:37), all diese Aspekte wurden vor allem in den 1968ern abgelehnt und bekämpft.

3.4 Diskurse rund um Prekarität

Unumstritten ist der Begriff der Prekarität nicht. Konträre Positionen existieren nicht nur, sondern dominieren die Debatte. Brinkmann et al. (2006:9) weisen auf die Existenz zweier Diskurse hin, die sich mit der Problematik überschneiden – des *arbeitsmarktpolitische Diskurses* und des Diskurses um den Begriff der *Arbeitsgesellschaft*.

Hegemoniale Ansichten im arbeitsmarktpolitischen Diskurs setzen auf Flexibilisierung als Lösung zur Überwindung struktureller Arbeitslosigkeit. Die Konsequenz ist die Negation prekärer Beschäftigungsverhältnisse. Diese werden als Formen flexibler Beschäftigung angesehen, die den Einstieg in den Arbeitsmarkt erleichtern sollen. Hervorgehoben wird demnach die Brückenfunktion dieser Beschäftigungsformen. Eine solche Argumentation findet

sich nicht nur in neoklassischen Arbeitsmarktkonzeptionen, sondern auch in neokorporatistischen Ausführungen (Brinkmann et al.:9). Dort allerdings mit folgender Besonderheit – zur Abfederung prekärer Situationen sind marktkorrigierende Maßnahmen vorzunehmen. In diesem Diskurs sind prekäre Beschäftigungsverhältnisse also keinerlei Kritik ausgesetzt bzw. werden erst gar nicht als prekär erkannt. Im Gegenteil – genau diese Formen von Arbeit werden als Schlüssel zu positiven Beschäftigungszahlen angesehen.

Auch Giesecke (2006:18ff) verweist im Hinblick auf die Argumentation der BefürworterInnen darauf, dass Flexibilisierung als Lösung diverser Probleme angesehen wird - sei es eine Erleichterung in der Phase zwischen Arbeitslosigkeit und Erwerbstätigkeit oder aber eine Erhöhung der Handlungsspielräume von ArbeitnehmerInnen, die folglich mehr individuelle Gestaltungsmacht innehaben. Die hohe Mobilität auf dem Arbeitsmarkt, die sich aufgrund der Flexibilisierung ergibt, wird als Motor des Abbaus struktureller Ungleichheiten angesehen – „Sozioökonomische Benachteiligungen ließen sich dann, wenn überhaupt, nur als für das einzelne Individuum zeitlich begrenztes Phänomen finden“ (ebd.:18).

Der zweite Diskurs kreist um die These von der Krise der Arbeitsgesellschaft – „Die Erosion des Normarbeitsverhältnisses gilt als Vorboten einer Gesellschaft, in der Erwerbsarbeit ihre integrative und zugleich identitätsbildende Funktion allmählich einbüßt“ (Brinkmann et al. 2006:9). Konzepte wie beispielsweise das der Erlebnisgesellschaft stellen bei der Beschreibung der Gesellschaft nicht die Arbeit in den Mittelpunkt, sondern erachten andere Faktoren als maßgeblicher – in diesem Fall Konsumtion (Funder 2004:53).

In diesem Zusammenhang ist auch der Begriff der „Wissensgesellschaft“ in den Blick zu nehmen, mit dem der Rückgang von Arbeit im produktiven Sektor in Zusammenhang steht. Die Produktion wird zwar nicht unwichtiger, aber durch die Technologisierung kommt es zu einer Reduktion der Arbeitsplätze während der Dienstleistungssektor, der in Form von Forschung, Marketing etc. auch die Produktion begleitet, anwächst. Wissen ist daher aufgrund der „Verwissenschaftlichung der Produktion“ (Bittlingmayer 2001:16) von Bedeutung. Weiters ist die Wichtigkeit des Produktionsfaktors Wissen im Hinblick

auf die globalisierten Finanzmärkte¹¹ zu sehen, deren Durchschaubarkeit eine ständige „Informationsselektion“ (ebd.) voraussetzt. Bildung, die durch den Aufruf zum „lebenslangen Lernen“ nie einen Endpunkt findet, rückt ins Zentrum der Wissensgesellschaft und wird als Schlüssel zum Meistern von Unsicherheiten angesehen. Die Konzepte der Wissensgesellschaft implizieren nicht selten, dass alle sozialen AkteurInnen, unabhängig welcher sozialen Herkunft, auf lange Sicht von der Bildungsexpansion profitieren werden (ebd.:15ff).

In beiden Fällen wird der Prekaritätsthese ihre Bedeutung abgesprochen bzw. findet sogar eine Verkehrung ins Gegenteil statt – flexible Beschäftigungsformen (also jene, die tendenziell eine größere Nähe zu Prekarität aufweisen) gelten als gute Ansatzpunkte zur Bewältigung jeglicher Unsicherheiten des Arbeitsmarktes.

3.5 Atypisch – flexibel – prekär

3.5.1 Fordistisches Normalarbeitsverhältnis

Wird gegenwärtig von prekären und/oder atypischen Beschäftigungsformen gesprochen, so steht das immer im Gegensatz zum „Normalarbeitsverhältnis“ der vergangenen Jahrzehnte, oder genauer, der 1950er bis 1970er Jahre. Insbesondere in diesen zwanzig Jahren waren unbefristete, kollektivvertraglich geregelte Arbeitsverhältnisse, Vollzeitbeschäftigung, soziale Rechte und gewerkschaftliche Organisation gegeben (Hauer 2007:31ff; Candeias 2007:43ff, Giesecke 2006:56ff).

Fordismus, Taylorismus und Keynesianismus sind jene Begrifflichkeiten, die den Rahmen bilden, in welchem so genannte „Normalarbeitsverhältnisse“ eingebettet werden müssen. Es handelt sich dabei um das Ineinandergreifen von Produktionsweise, Arbeitsorganisation und staatlicher Interventionspolitik.

Unter Fordismus ist eine industriebezogene Produktionsweise zu verstehen, die sich in den 1920er langsam herauszubilden begann. Das Fließband und die damit einhergehenden Prozesse der Arbeitsteilung charakterisieren dieses „Modell“ und

¹¹ Finanzmärkte können in drei Teilmärkte aufgegliedert werden: Kreditmarkt, Wertpapiermarkt und Devisenmarkt. Vergleiche ATTAC Österreich – <http://www.attac.at/6027.html> (30. Oktober 2008).

ermöglichten die wirtschaftliche Erfolgsgeschichte der Nachkriegsjahrzehnte, die von Massenproduktion und Massenkonsum gezeichnet war (Kaindl 2007:21ff). Henry Ford, der in seiner Automobilfabrik in den Anfangsjahrzehnten des 20. Jahrhunderts das „Modell T“ für einen Massenmarkt anfertigen ließ, prägte den Begriff. Er bediente sich dabei der „tayloristischen“ Arbeitsorganisation, die auf einer umfassenden Standardisierung der Produktteile, der Aufspaltung des Arbeitsprozesses und dem Ausbau der Arbeitsteilung fußte (Hirsch/Roth 1986:50/51).

Wie Castel (2000:283ff) ausführlich nachzeichnet, ist das Lohnarbeitsverhältnis bedeutendes Charakteristikum des Fordismus. Der Begriff Lohnarbeitsverhältnis meint:

„ [...] eine Form der Vergütung der Arbeit, nämlich den Lohn, welcher die Konsummuster und die Lebensweisen der Arbeiter und ihrer Familien weitgehend bestimmt, sodann eine Form der Arbeitsdisziplin, die den Produktionsrhythmus regelt, schließlich einen legalen Rahmen, der das Arbeitsverhältnis strukturiert, als den Arbeitsvertrag und die dazugehörigen Bestimmungen“ (ebd.:286).

Hinzuweisen ist auf die junge Geschichte der Lohnarbeit, die sich erst im Zuge der Industrialisierung des beginnenden 20. Jahrhunderts auszubreiten begann. Sie ist in dieser Zeit durch sehr geringes Einkommen, spärliche gesetzliche Regelungen und instabile Beziehungen zwischen ArbeitnehmerInnen und – geberInnen (z.B. häufiger Ortswechsel der Arbeitenden oder „Blaumachen“) gekennzeichnet.

Castel geht von fünf Voraussetzungen aus, die für den Übergang zum modernen, fordistischen Lohnarbeitsverhältnis notwendig waren:

- die Trennung zwischen Erwerbstätigen und Nicht-Erwerbstätigen (zur Erfassung und folglich Regulierung),
- die Bindung an den Arbeitsplatz samt Rationalisierung des Arbeitsprozesses,
- die durch den Lohn entstandene Partizipationsmöglichkeit am Konsum,
- die Gewährleistung öffentlicher Dienstleistungen und der Zugang zu Sozialeigentum (z.B. Wohnungen) sowie
- die rechtliche Anerkennung eines Kollektivs an ArbeitnehmerInnen (Kollektivvertrag): „Die Berücksichtigung dieser kollektiven Dimension bewirkt

den Übergang vom Kontrakt des Arbeitsverhältnisses zum Status des Lohnabhängigen“ (ebd.:296).

Der Fordismus geht mit einem umfassenden Gedankengebäude einher, welches vordergründig auf die Disziplinierung der ArbeiterInnen abzielt - „Tugendhaftigkeit, Diszipliniertheit der Lebensführung, Leistungsgesellschaft“ (Bechtle/Sauer 2003:36). Fords Profitstrategie „[...] zielte auf einen bisher nicht gekannten Grad an Disziplinierung und Ausbeutung, verbunden mit einer Lohnpolitik, die die Arbeiter allmählich in die Lage versetzte, Konsumenten ihrer eigenen Produkte zu werden – zur höheren Zufriedenheit aller Beteiligten, wie er meinte“ (Hirsch/Roth 1986:51/52).

Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das fordistische Akkumulationssystem einer politischen Regulierung unterworfen –staatliche Interventionen prägten das wirtschaftspolitische Zeitgeschehen. Lohnarbeit und folglich Konsum galten als Bindemittel der Gesellschaft und ihrer Regulation wurde ein wichtiger Stellenwert beigemessen. Das regulative Eingreifen des Staates ist unter dem Begriff des Keynesianismus bekannt. Der britische Ökonom Keynes setzte sich Ende der 1920er Jahre mit Ursachen und Folgen der Weltwirtschaftskrise auseinander. Er erachtete Beschäftigung und Nachfrage als *den* Schlüssel zu wirtschaftlicher Entwicklung. Die Verantwortung für Vollbeschäftigung sei daher in die Hände des Staates zu legen, der in Zeiten schwacher Konjunktur Ausgaben zu machen habe, um der Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken. Sparen hingegen sei nur in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs angebracht. Keynes Theorie fand Eingang in die Praxis des amerikanischen „New Deals“¹², verbreitete sich zeitgleich in Großbritannien und erreichte schließlich nach dem Zweiten Weltkrieg auch das europäische Festland. Hand in Hand mit der Praxis staatlicher Intervention ging der Ausbau sozialer Sicherungssysteme. So wurde beispielsweise der Kollektivvertrag ins Leben gerufen, welcher den ArbeiterInnen gleiche Rechte (z.B. Mindestlohn) ermöglichte. Eine deutliche Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Beschäftigten bewirkten nicht zuletzt die Gewerkschaften, die aufgrund des Mangels an Arbeitskräften eine nicht

¹² Politisch-wirtschaftliches Programm, das Roosevelt zur Bekämpfung der Großen Depression der 1930er Jahre verfolgte – <http://www.answers.com/topic/new-deal> (20. November 2008).

unbedeutende Machtposition inne hatten (Brinkmann et al. 2006:11ff; Mikl-Horke 2008:27ff).

Die Bezugnahme auf im Fordismus der Nachkriegszeit dominierende Beschäftigungsverhältnisse blendet leicht aus, dass ihre Dominanz erstens lediglich in dieser beschränkten Zeitphase gegeben war und zweitens nur in privilegierten Zentren der Welt zur Realität wurde. In den Ländern des Südens existierten Normalarbeitsverhältnisse kaum und auch in den kapitalistischen Zentren gab es Regionen, beispielsweise in Südeuropa, deren BewohnerInnen andere Arbeitsbedingungen gewohnt waren. Abgesehen von regionalen Unterschieden, waren ganze Bevölkerungsgruppen von der Integration in Normalarbeitsverhältnisse exkludiert - allen voran Frauen, die entweder gänzlich von der Erwerbsarbeit ausgeschlossen waren oder sich in mehrheitlich atypischen Beschäftigungsverhältnissen wieder fanden (Hauer 2007:31).

Brinkmann et al. (2006) weisen daher darauf hin, dass jene Gruppen, die die positiven Aspekte von Normalarbeitsverhältnissen nicht oder kaum für sich nutzen konnten, andere Beschäftigungsformen als emanzipatorische Formen von Arbeit betrachteten. Besonders feministische Studien betonen die Wichtigkeit einer „[...] Dekonstruktion jenes Normalarbeitsverhältnisses [...], dem die Unterordnung weiblicher Arbeit eingeschrieben ist“ (ebd.:10).

Noch heute liegt das Problem der Arbeitsforschung darin, dass der Fokus auf männliche Erwerbsbiographien und Arbeitsverhältnisse gelegt wird. Viele Frauen sind darin nicht inkludiert – sie arbeiten häufiger Teilzeit, sind mit schlechterer sozialer Absicherung konfrontiert und ihr Erwerbsverlauf folgt oft keiner konstanten Linie. Kaum ins Zentrum rückt daher auch, dass das männliche Normalarbeitsverhältnis auf die unbezahlte Haus- und Familienarbeit der Frauen aufbaut (Correll et al. 2004:257ff).

Aus einer zeitlichen und geographischen Perspektive heraus betrachtet, erscheinen Beschäftigungsverhältnisse abseits der „Norm“ also gar nicht so sehr als neues Phänomen, sondern eher als Erscheinung, die seit jeher mit kapitalistischen Arbeitsweisen in Verbindung zu bringen ist. Wenn die Problematik gegenwärtig thematisiert wird, dann „macht das nur Sinn, wenn es

um die Reflexion jener ökonomischen, sozialen und politischen Umbauprozesse der letzten 10, 20 Jahre geht, mit denen die ‚Normen‘ proletarischer Arbeits- und Reproduktionsbedingungen umfassend neu festgelegt werden“ (Hauer 2007:32). Dass der Sachverhalt kein neuer ist, meinen auch Redak et al. (2008:6-7). Als Erklärung für die gegenwärtig intensive Beschäftigung mit dem Thema führen sie die Ausbreitung unsicherer Beschäftigungsverhältnisse an, von der nun auch die Mittelschichten der Industriestaaten betroffen sind. Erst durch diese Ausdehnung wurde die Problematik zum wichtigen Thema in Medien und Forschung.

Bevor auf den Begriff „atypisch“ eingegangen wird, soll ein wichtiger Punkt festgehalten werden, der sich auf die emanzipatorische Funktion von Beschäftigungen abseits des Normalarbeitsverhältnisses bezieht. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass das Erstarken atypischer Beschäftigung für Frauen erstmals auch „Empowerment“ bedeutete. Es ist daher wichtig zu beachten, aus welchem Blickwinkel ein Phänomen betrachtet wird und welche Handlungsspielräume den jeweiligen Gruppen zu verschiedenen Zeiten zur Verfügung standen.

In weiterer Folge wird aufgezeigt, wie die Dominanz von Normalarbeitsverhältnissen nach und nach aufbrach und atypische Beschäftigungsformen aufgrund ständig präsenter Flexibilisierungsforderungen zunahmen.

3.5.2 Atypische Beschäftigungsformen und Flexibilisierung

Ist von atypischen Beschäftigungsformen die Rede, so ist das Normalarbeitsverhältnis als Referenzrahmen anzusehen. Teilzeitarbeit, Leiharbeit, geringfügige Beschäftigung, befristete Beschäftigung oder Telearbeit entsprechen nicht den „normalen“ Bedingungen und werden daher in der Folge als atypisch bezeichnet (Tálos 1999:255ff).

Atypische Beschäftigungsformen sind keine Phänomene, die aus dem Nichts auftauchten. Wie bereits angeführt, hatten Bevölkerungsgruppen wie Frauen oder MigrantInnen kaum Möglichkeit ein Normalarbeitsverhältnis einzugehen und mussten daher außerhalb dieses Rahmens erwerbstätig werden. Nichts desto

trotz kann ein eindeutiger Anstieg atypischer Beschäftigung erkannt werden, der mit dem Schlagwort der Flexibilisierung in Zusammenhang gebracht werden muss.

Zu einem ständig präsenten Thema wurde die Forderung nach Flexibilisierung des Arbeitsmarktes spätestens Mitte der 1970er Jahre, als die Dominanz des fordistischen Modells allmählich zu bröckeln begann. Die Krise des Fordismus hatte mehrere Ursachen. Zum einen war keine Produktivitätserhöhung mehr möglich – fixe, kollektivvertragliche Regelungen und Sicherheiten (z.B. Arbeitszeit) setzten Grenzen und die ArbeiterInnen selbst begannen sich gegen Arbeitsintensivierung, Monotonie und Dequalifizierung, die die arbeitsteilige Organisation des Taylorismus mit sich brachte, im gewerkschaftlichen Rahmen zur Wehr zu setzen. Zum anderen wirkte sich die Krisensituation auf dem Rohstoff- und Energiesektor negativ aus, denn „[...] die Naturgrundlagen der Produktion als ‚Gratisproduktivkraft‘ schrankenlos auszubeuten, war eine der entscheidenden Grundlagen der fordistischen Prosperität“ (Hirsch/Roth 1986:83). Die Ölkrise¹³ war ein Alarmzeichen für die strukturelle Krise des Fordismus, dessen Ausdehnung gravierende Umwelt- und Energieprobleme mit sich gebracht hatte (ebd.:79ff).

Das stagnierende Wirtschaftswachstum führte zum Anstieg der Arbeitslosigkeit, die Regulationsfähigkeit des Staates wurde in Frage gestellt und Forderungen nach Alternativen wurden lauter. In dieser Phase gewann der Neoliberalismus immer größere Bedeutung, der auf eine gänzlich andere Wirtschaftsweise abzielte. Der Begriff „Neoliberalismus“ beschreibt ein politisch-theoretisches Konzept, welches schon in den 1930er Jahren von Ökonomen wie Hayek und Friedman geboren wurde. Konzipiert als Gegenpol zur Politik des amerikanischen „New Deal“ forderten sie „[...] die Überantwortung aller gesellschaftlichen Prozesse an Mechanismen des Marktes“ (Kaindl 2007:18). Es wurde davon ausgegangen, dass Eingriffe in den Markt, also staatliche Interventionen, negative Folgen hervorriefen. Am Besten funktionieren Wirtschaft und Gesellschaft dann, wenn der Markt uneingeschränkt herrschen kann. Dem Staat

¹³ 1973 senkte die OPEC (Organisation Erdöl Exportierender Länder) die Fördermengen, was zu einem drastischen Anstieg des Weltölpreises führte und den Industriestaaten ihre Abhängigkeit vor Augen führte. <http://www.wirtschaftsblatt.at/archiv/345847/index.do> (22. November 2008).

kommt im Neoliberalismus keine regulierende Rolle mehr zu, seine Aufgabe ist einzig und allein die Freiheit des Marktes zu gewährleisten. In Chile wurden diese Ideen erstmals in die Praxis umgesetzt. Nachdem Salvador Allende 1973 mit Unterstützung der USA von Militärs gestürzt wurde, kam es im Land zu einer Implementierung neoliberaler Konzepte (ebd.:18ff).

Weltweiten Einfluss und ideologischen Charakter erreichte der Neoliberalismus als in den 1980er Jahren in Großbritannien und den USA konservative Regierungen (Thatcher, Reagan) an die Macht kamen, die sich mit BefürworterInnen des Marktliberalismus umgaben. Abgelehnt wurden von ihnen alle Elemente des Keynesianismus. Die Staatsausgaben sollten zurückgeschraubt, Privatisierungen vorgenommen und die Macht der Gewerkschaften reduziert werden. Damit einher ging eine Ausbreitung des Wettbewerbs und der Konkurrenz. Als Grundlage der Ideologie des Neoliberalismus kann die monetaristische Ökonomie gesehen werden. Die Geldpolitik, die der Eindämmung der Inflation dienen soll, hat hier einen weitaus größeren Stellenwert als die im Keynesianismus fokussierte Beschäftigungspolitik. Dem entspricht auch die Förderung der Angebotsseite, die durch Zins- und Steuersenkungen erreicht werden soll, was in der Folge die Vernachlässigung der Nachfrageseite samt der Sicherung bzw. Steigerung des Masseneinkommens bedeutet (Mikl-Horke 2008:34-35).

Hinzu kam die sich immer rasanter ausbreitende Globalisierung, die den internationalen und staatszentrierten Kapitalismus, in welchem nationale Ökonomien in Konkurrenz zueinander standen, veränderte. Von staatlichen Eingriffen wenig berührt traten „Global players“ auf die Bildfläche, die sich die Marktflexibilität auf die Fahnen hefteten (Mackert 2006:200-201). Die Flexibilisierung der Arbeit steht daher in engem Zusammenhang mit der ökonomischen Globalisierung. Sie brachte die „Internationalisierung von Waren, Kapital und Produktion“ (Szydlik 2008:10) mit sich. Waren werden auf der ganzen Welt gehandelt, die Finanzmärkte erfahren eine tiefe Vernetzung und die Produktion findet dort statt, wo die geringsten Kosten anfallen. Diese Entwicklungen wurden erst durch die Minimierung von Handelsschranken, den immer freier fließenden Kapitalverkehr und die sinkenden Transport- und

Kommunikationskosten möglich: „Der globalisierte Wettbewerb ist ein Auslöser für betriebliche Flexibilisierungsmaßnahmen“ (ebd. 2008:10).

Im Gegensatz zu Globalisierung ist der Begriff Flexibilisierung vor allem dann greifbarer, wenn er auf Prozesse innerhalb und zwischen Betrieben fokussiert. Interne Flexibilisierungsprozesse beziehen sich auf Maßnahmen, die auf „zeit-, orts-, verdienst- oder arbeitsplatzbezogene[n]“ (Szydlik 2008:9) flexiblen Personaleinsatz abzielen. Externe Prozesse hingegen sind mit zeitlich beschränkten Einstellungen oder Entlassungen verknüpft. Beide Elemente werden beispielsweise bei freien MitarbeiterInnen wirksam, die auf temporärer Basis arbeiten und zusätzlich dazu weit weniger regulierten und standardisierten Arbeitsbedingungen als das Stammpersonal ausgesetzt sind (ebd.:8ff).

Doch auch Flexibilisierungsprozesse müssen im größeren Rahmen betrachtet werden. Das geschieht dann, wenn von der inner- oder zwischenbetrieblichen Ebene auf die Arbeitsmarktdimension übergegangen wird. Giesecke (2006) erkennt jeweils drei Bereiche, die entweder direkten oder indirekten Arbeitsmarktbezug aufweisen. Flexibilisierungsforderungen mit direktem Bezug zielen zuallererst auf Beschäftigungsbedingungen ab. Hier sind vor allem die Aufweichung des Kündigungsschutzes sowie veränderte Arbeitszeitregelungen (z.B. Teilzeit) zu nennen. Einen weiteren direkten Arbeitsmarktbezug weisen Flexibilisierungsbestrebungen im Gebiet der Personalkosten auf. So gibt es in diesem Zusammenhang Klagen über zu hohe Lohnnebenkosten, welche sich aus den Beiträgen zusammensetzen, die ArbeitgeberInnen für jede/n einzelne/n ArbeitnehmerIn in das soziale Sicherungssystem einzuzahlen haben. Ein dritter Punkt ist die Arbeitskraftmobilität. Auch im Hinblick auf den Wechsel des Arbeitsplatzes oder aber auch des Aufgabenfeldes wird von ArbeitnehmerInnen größere Flexibilität gefordert.

Indirekte Flexibilisierungsbereiche scheinen nur auf den ersten Blick eher wenig mit der Thematik zu tun zu haben. Bei genauerer Betrachtung wird die Verbindung jedoch schnell ersichtlich. So ist beispielsweise Aus- und Weiterbildung ein wichtiger Punkt im Diskurs um Flexibilisierung, da die Bereitschaft zum Erwerb neuer Fähigkeiten und Kenntnisse als „um und auf“ im Hinblick auf Mobilität erachtet wird. Zu nennen sind weiters Steuer- und

Sozialversicherungssysteme, die einen Einfluss auf wirtschaftliche Prozesse haben und deren verschiedene Bestandteile immer wieder thematisiert werden, wenn von Flexibilisierung die Rede ist (z.B. Steuersätze). Dasselbe gilt für Unternehmensvorschriften, die beispielsweise bei der Gründung von Betrieben wirksam werden. Angeführte Regelungen werden oft als zu starr beurteilt und somit als negativ für die Entwicklung des Arbeitsmarktes angesehen (Giesecke 2006:41ff).

Der Begriff Prekarität wird schließlich von KritikerInnen der Arbeitsmarktflexibilisierung aufgegriffen. Sie können keine positiven Effekte der Flexibilisierung erkennen. Im Gegenteil - Benachteiligung entsteht einerseits durch die fehlende soziale Absicherung und andererseits durch die Unsicherheit bezüglich des weiteren Erwerbsverlaufs. „Diese unvorteilhaften Erwerbslagen drohen sich zu verfestigen, da aus Sicht der Kritiker davon ausgegangen werden muss, dass Arbeitnehmer in flexiblen Arbeitsverhältnissen vermehrt in solchen Beschäftigungsformen verbleiben bzw. zwischen Phasen der Arbeitslosigkeit und flexiblen Arbeitsverhältnissen wechseln“ (ebd.:19).

Zu beachten ist die Vielfältigkeit atypischer Beschäftigungsformen. Sie pauschal als prekär zu klassifizieren, wäre der falsche Weg. Trotzdem kann davon ausgegangen werden, dass atypische Beschäftigung eher prekäre Merkmale aufweist, als das bei standardisierten Normalarbeitsverhältnissen der Fall ist. Vor allem auf rechtlicher Basis ist eine deutlich schlechtere Stellung festzustellen – atypisch Beschäftigte sind von tariflichen Vereinbarungen ausgeschlossen und haben weniger Einflussmöglichkeit auf ihre Arbeitsbedingungen (Brinkmann et al. 2006:19).

Ein Beispiel, das die Verknüpfungen zwischen atypisch, flexibel und prekär noch besser aufzeigen soll, ist die befristete Beschäftigung. Giesecke (2006) vergleicht in *Arbeitsmarktflexibilisierung und soziale Ungleichheit* die sozio-ökonomischen Konsequenzen befristeter Beschäftigung in Deutschland und Großbritannien. Relevant für diese Arbeit sind jene Überlegungen, die diese Form der Beschäftigung mit dem großen Thema der Arbeitsmarktflexibilisierung in Beziehung setzen. Befristete Beschäftigung wird hier primär als Flexibilisierungsmaßnahme im Hinblick auf die Variation der Beschäftigtenzahl

interpretiert. Unternehmen erwarten sich eine Kostensenkung, die durch die Reduktion der Personalausgaben realisiert werden soll. Angestrebt wird ein flexibler Personaleinsatz, der schnell an wechselnde wirtschaftliche Bedingungen anzupassen ist.

Befristete Beschäftigung betrachtet Giesecke nun als eine der vielen verschiedenen Formen atypischer Arbeit, deren Bandbreite von voller sozialer Sicherung bis hin zu hoher Prekarität reichen kann. Um den Prekaritätsgrad befristeter Beschäftigung festzustellen, wird nicht nur auf die nachteilige Erwerbssituation der Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft eingegangen: „Als prekär einzustufen sind befristete Beschäftigungen [...] auch dann, wenn sie zu einem mittel- oder gar langfristigen, über die einzelne Beschäftigungssituation hinaus wirkenden Ausschluss von diesen Standards [des Normalarbeitsverhältnisses] führen“ (ebd.:60). Um schließlich die sozio-ökonomischen Konsequenzen dieser Beschäftigungsform zu ermitteln, sind drei Punkte zu analysieren. Es stellt sich die Frage, ob Befristung einen Übergang hin zu einer festen Anstellung darstellt; ob ein befristetes Beschäftigungsverhältnis freiwillig eingegangen wird, weil es gut in die jeweilige Lebenssituation integrierbar ist (z.B. Nebenjob von StudentInnen) und ob Befristung mit zusätzlichen atypischen Tätigkeitsformen einhergeht (z.B.: befristete Teilzeitstelle). Um der Pluralität befristeter Beschäftigung Rechnung zu tragen, sind diese Punkte in den Blick zu nehmen (ebd.:60-61).

Um befristete Beschäftigung von Normalarbeitsverhältnissen abzugrenzen, wird hier nicht nur auf empirische Phänomene der Arbeitswelt Bezug genommen, sondern auch auf die normative Funktion hingewiesen. Ungeachtet dessen, ob gegenwärtig die Dominanz des Normalarbeitsverhältnisses als gegeben eingeschätzt wird oder nicht, hat diese Vorstellung einer „normalen“ Arbeitsweise noch immer eine gewisse Leitbildfunktion, die beispielsweise im Arbeitsrecht zu tragen kommt (ebd.:57).

Die dominante Auffassung davon, was als „Normalität“ angesehen wird, hat in der Folge auch Einfluss auf die Unterscheidung von formellen und informellen Beschäftigungsverhältnissen. Da die Grenzen immer wieder neu ausgehandelt werden, kommt es zur Entstehung von „Grauzone[n]“ (Altvater/Mahnkopf

2002:88), die weder dem einen noch dem anderen Pol zugeordnet werden können.

3.6 Exkurs: Das Zonenmodell – Robert Castel

In der Prekaritätsforschung stets präsent ist neben Bourdieu auch Robert Castel, der 1995 *Les métamorphoses de la question sociale. Une chronique du salariat*¹⁴ veröffentlichte. Er setzt sich in diesem Werk mit der Lohnarbeit auseinander, geht der historischen Entwicklung nach und analysiert schließlich ihren veränderten Stellenwert in der Gesellschaft, wobei er Lohnarbeit als „Hauptstütze für die Verortung in der Sozialstruktur“ (Castel 2000:13) ansieht.

Castel konstruiert drei Zonen (ebd.:360), die die tendenzielle Korrelation zwischen den Positionen, die wir in der Arbeitswelt einnehmen und der Integration in soziale Netzwerke (einerseits auf familiärer, andererseits auf gemeinschaftlicher Ebene – z.B. Nachbarschaft, Bekanntenkreis, Verein) aufzeigen sollen – die Zonen der Integration, der Verwundbarkeit und der Entkoppelung. Die Zone der Integration geht einher mit einem sicheren Arbeitsplatz und einem festen Eingebundensein in soziale Beziehungsnetzwerke. In der Zone der Verwundbarkeit finden sich prekäre Beschäftigungsverhältnisse und weniger intakte Beziehungen wieder. Die Zone der Entkoppelung ist schließlich durch die Exklusion von der Arbeit und soziale Desintegration gekennzeichnet.

Diese Zonen sind nicht eins zu eins mit sozialer Schichtung gleichzusetzen. Obwohl ökonomisch schlecht gestellte Schichten zwar stark von Destabilisierungsrisiken betroffen sind, so existieren dennoch integrierte Gruppen, die über keinerlei Wohlstand verfügen. Für Castel sind es daher „ [...] die zwischen ökonomischer Prekarität und sozialer Instabilität bestehenden Beziehungen, die wir offen legen müssen“ (ebd.:14). Im Interesse des Autors liegt nicht die Zuordnung des Einzelnen in eine dieser Zonen, vielmehr fokussiert er auf jene Vorgänge, die den Übergang in eine andere Zone zur Konsequenz haben.

¹⁴ Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit (2000).

Wichtiger Angelpunkt sind daher Prekarisierungsprozesse, die Castel anhand von drei Punkten nachzeichnet: Die „Destabilisierung des Stablen“ (ebd.:357) verweist darauf, dass die Phase des Ausbaus gesicherter Stellen samt sozialen Aufstiegsmöglichkeiten ihr Ende gefunden hat. Insbesondere die Mittelklasse befindet sich gegenwärtig in einer Lage, in der es weitaus schneller bergab als bergauf gehen könnte. Der zweite Punkt thematisiert das „Sich-Einrichten in der Prekarität“ (ebd.). Durch zeitlich beschränkte Beschäftigungen und Phasen der Arbeitslosigkeit werden Menschen gezwungen, einzig in der Gegenwart zu leben (überleben), Zukunftsplanung wird erschwert, Zufall und Ungewissheit bestimmen den Alltag. Der dritte Aspekt, „Platzmangel“ (ebd.:359), spricht jene Personen an (beispielsweise ältere ArbeitnehmerInnen oder Langzeitarbeitslose), die in der Sozialstruktur keinen Platz mehr finden und als „Überzählige“ (ebd.) als nicht-integrierbar erachtet werden.

3.7 Prekarität und Neoliberalismus bei Pierre Bourdieu

Politische Stellungnahmen, Reden und Texte gegen Prekarität und Neoliberalismus machte Bourdieu seit den 1990er Jahren öffentlich. Mackert (2006:203ff) erkennt drei Kritikstränge in der Argumentation Bourdieus: Kritik am „neuen“, nicht mehr staatlich-regulierten, Kapitalismus (nicht am Kapitalismus allgemein), an den sozialen Folgeerscheinungen globaler Wirtschaft und schließlich an der Ideologiewirkung des neuen Kapitalismus. Mackert beurteilt Bourdieus Zeitdiagnosen kritisch und erkennt zwei Probleme – zum einen überanstrengte Bourdieu den Begriff des Neoliberalismus, zum anderen werde Entstaatlichung diagnostiziert ohne dies mit einer Analyse zu argumentieren.

Diese Kritik findet Berechtigung, wenn seine politischen Äußerungen und Abhandlungen getrennt von seinen wissenschaftlichen Werken betrachtet werden. Der Eindruck kaum fundierter und manchmal „phrasenhafter“ Ausführungen ist nachvollziehbar. Es muss aber gesehen werden, dass viele der beispielsweise in *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion* (1998b) veröffentlichten Texte Zeitungspublikationen oder Vorträge vor Gewerkschaften und sozialen Bewegungen sind, die den Gestaltungserfordernissen solcher Textformen Rechnung tragen, die gänzlich

andere sind als bei wissenschaftlichen Arbeiten. Auch wenn es teilweise nicht explizit gemacht wird, fundieren Bourdieus Stellungnahmen auf seinen wissenschaftlichen Untersuchungen. Insbesondere *Das Elend der Welt* (1997b) und *Der Einzige und sein Eigenheim* (2006) beinhalten Analysen zum Rückzug des Staates und setzen sich mit dessen Folgen für die Gesellschaft auseinander. In einem Interview formuliert es Bourdieu folgendermaßen: „Im Unterschied zur Mehrzahl der ‚Intellektuellen‘, die in den Medien das Wort ergreifen, war ich über die Wirklichkeit der sozialen Welt durch meine Arbeit informiert.“ (Barets/Bourdieu 1997:3).

Die durch und durch politische Schrift *Gegenfeuer* (1998b)¹⁵ beinhaltet nun im Vorwort zur deutschen Ausgabe einen explizit gemachten „epistemologische[n] Einstellungswechsel“ (Groh 2002:198), dessen Thematisierung in diesem Rahmen in erster Linie als Reaktion auf die Kritik deutscher SoziologInnen aufzufassen ist, die die Studie *Das Elend der Welt* (1997b) als wissenschaftlich fragwürdig einschätzten und außerhalb des disziplinären Normen- und Wertegebäudes der Soziologie ansiedelten (Barlösius 2006:179).

Bourdieu wendet sich dabei an die LeserInnen und versucht vorab „Verzerrungen und Missverständnisse“ (Bourdieu 1998b:7) aus dem Weg zu räumen, die sich aus der Lektüre seiner Stellungnahmen ergeben könnten.

„Dies gilt etwa für gewisse, nicht unberechtigte Vorbehalte gegenüber den ‚französischen Intellektuellen‘, es betrifft aber auch ein manchmal doch sehr bequemes Festhalten am Ideal weltanschaulicher Neutralität, das ich zwar durchaus nachvollziehen kann, dem ich mich selbst lange Zeit untergeordnet habe, das mir aber heute als Weltflucht im Namen der Wertfreiheit erscheint, als Versuchung, politischen Fragen ganz gezielt aus dem Weg zu gehen – und damit auf einfachste Art die Anerkennung einer Wissenschaft zu erlangen, die sich vor allem um äußerliche Merkmale ihrer Geltung bemüht.“ (Bourdieu 1998b: 7)

Die Abkehr von der Neutralität wird für Bourdieu nötig, um sich den „Fragen der Zeit mit den Waffen der Wissenschaft“ (ebd.) widmen zu können. Da er die europäischen Gesellschaften von der Gefahr eines Rückschritts bedroht sieht, den er vorrangig mit dem Abbau des Sozialstaates verbindet, engagiert sich Bourdieu Seite an Seite diverser Sozialbewegungen. Hohe Arbeitslosigkeit, das

¹⁵ Vollständiger Titel: *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*.

Anwachsen prekärer Beschäftigungsverhältnisse und verstärkte Konkurrenzsituationen in der Arbeitswelt sind für Bourdieu Zeichen dafür, dass sich das „zivilisatorische Modell“ (ebd.:8) des Sozialstaates, welches die „Zähmung der archaischen Kräfte des Marktes“ (ebd.) wenigstens zum Teil garantierte, in Gefahr befindet. Er selbst sieht nun seine Aufgabe darin, den Eindruck von „Einstimmigkeit“ (ebd.:11) zu zerstören, die die Macht des herrschenden Diskurses begründet.

Den Neoliberalismus versteht Bourdieu als wissenschaftliches Konzept, welches zu einem „politischen Aktionsprogramm“ (ebd.:110) umgewandelt wurde. Die Theorie, die Bourdieu als „bloße mathematische Fiktion“ und „Utopie“ (ebd.:109) bezeichnet, basiert auf einem Verständnis von Rationalität, in welchem die Bedeutung der ökonomischen und sozialen Umstände negiert wird. Der Neoliberalismus ist daher eine „ungesellschaftliche und geschichtsvergessene“ (ebd.:110) Theorie, dessen erfolgreiche Umsetzung mit dem Prozess der „Zerstörung der Kollektive“ (ebd.) einhergehen musste. Politische Arbeit ist dem Zweck der Bedeutungsminimierung kollektiver Strukturen geschuldet. Als Beispiele für solche Strukturen nennt Bourdieu den Nationalstaat, die Gewerkschaften und schließlich auch die Familie. Spricht er von der „Verbrauchsgemeinschaft“ (ebd.:111) Familie, nimmt er auch hier durch die Herausbildung altersspezifischer Märkte einen Bedeutungsverlust des Kollektivs wahr. Konsequenterweise kommt es zu einer Individualisierung und somit zur Ausweitung von Konkurrenzverhältnissen, die Bourdieu insbesondere im Hinblick auf berufliche Aspekte thematisiert.

Bedeutend ist hier das Vorhandensein einer „Reservearmee von Arbeitslosen“ (ebd.:113) bzw. die Verbreitung dieser Metapher von einer Reservearmee, die eine gewisse Stärke und Bedrohung impliziert, obwohl Arbeitslosigkeit viel eher mit Isolation und Entsolidarisierung in Verbindung zu bringen ist. „Prekarisierungsstrategien“ (ebd.:99) zielen nun darauf ab, diese Angst vor der problemlosen Ersetzbarkeit der eigenen Arbeitskraft zu instrumentalisieren und somit eine generelle Unsicherheit zu erzeugen.

Prekarität ist für Bourdieu folglich als „Produkt eines politischen Willens“ (ebd.) zu verstehen, als „Teil einer neuartigen Herrschaftsform“ (ebd.:100), die mittels

Instrumentalisierung und Erweiterung der Unsicherheit, ihre Macht über ArbeitnehmerInnen auszuweiten versucht. Prekarität macht sich bemerkbar, indem sie die „Destrukturierung des unter anderem seiner zeitlichen Strukturen beraubten Daseins [...]“ (ebd.:97) bewirkt – indem prekäre Beschäftigungsverhältnisse kaum als langfristige Tätigkeiten angelegt sind, ist die Zukunft für die Betroffenen nicht mehr greifbar. Das ist für Bourdieu schließlich auch der Grund für fehlenden Widerstand, den er nur als möglich erachtet, wenn ein Bild der Zukunft gezeichnet werden kann und in der Gegenwart zumindest ein „Minimum an Gestaltungsmacht“ (ebd.:98) erdenklich ist. Sind ArbeitnehmerInnen aber ständig mit potentiell Arbeitsplatzverlust konfrontiert, wird das Abwenden dieses Schicksals zur zentralen Aufgabe – Unsicherheit und Konkurrenzsituationen gewinnen an Bedeutung.

Es ist schließlich die globale Konkurrenz, die in der bourdieuschen Analyse der Prekarität eine zentrale Rolle einnimmt. Bewirkt durch die von vielen multinationalen Konzernen betriebene Auslagerung der Produktion in Billiglohnländer, wird Konkurrenz zwischen ArbeitnehmerInnen der ganzen Welt forciert. Statt solidarischer Auflehnung entwickeln die ArbeitnehmerInnen in dieser Situation „Dispositionen der Unterwerfung“ (ebd.:101), einen „prekarierten Habitus“ (ebd.:112), der für das Weiterbestehen und Ausbauen prekärer Beschäftigung maßgebend ist.

Mit Prekarität und ökonomischem Habitus setzt sich Bourdieu allerdings nicht erst angesichts neoliberaler Strukturen auseinander. Ähnlichen Fragestellungen widmete er sich bereits in den 1960er Jahren in Algerien, wo er den Übergang bzw. die Koexistenz vorkapitalistischer und rationaler Marktlogik folgender Ökonomie (an manchen Stellen als „ökonomische Ökonomie“ bezeichnet – Bourdieu 2000:19) beobachten konnte. Letztere, von der französischen Kolonialmacht in kurzer Zeit aufgezwungen, erforderte plötzlich neue Verhaltensdispositionen, die dem ökonomischen Habitus vorkapitalistischer Prägung nicht geläufig waren. Es sind die Unstimmigkeit zwischen diesem Habitus und den neuen Wirtschaftsstrukturen, die Prozesse der Annäherung und die daraus resultierenden Konsequenzen, die Bourdieu in den Mittelpunkt stellt. Ausgangspunkt ist dabei die differierende Zeitstruktur vorkapitalistischer Ökonomie. Die Geldwirtschaft des Kapitalismus kennzeichnet eine langfristige

Vorausschau, ein rationales Kalkulieren (Sparen, Investieren, Profit etc.), das im agrarischen Jahreszyklus der bäuerlichen Produktion und des praktizierten Gabenaustausches nicht zum Tragen kommt. Anders als im Hinblick auf Geld, das eine „zukünftige Befriedigung“ (ebd.:36) impliziert, ist der Nutzen eines getauschten Objektes sofort offensichtlich. Tauschprozesse, die insbesondere unter Verwandten vollzogen werden, sind durch diverse „Strategien der Ehre“ (ebd.:10) gekennzeichnet. Der Marktlogik immanentes Profitstreben und Konkurrenzdenken wird nicht gebilligt.

Anders als in manchen ländlichen Regionen, in denen im Algerien der 1960er Jahre die eigene Produktion von Lebensmitteln noch eine relativ große Unabhängigkeit vom Markt gewährleistet und die verwandtschaftlichen Solidaritätsbeziehungen stark ausgeprägt sind, ist das Leben im städtischen Raum viel stärker an ein Geldeinkommen gebunden. Während in traditionellen, ländlichen Regionen Arbeitslosigkeit nicht existiert, da keine Vorstellung von „Arbeit als produktiver und lukrativer Aktivität“ (ebd.:75) besteht, ist in der Stadt gemäß der neuen Logik der Geldwirtschaft eben nur eine Geld einbringende Tätigkeit richtige Arbeit. Hierfür ist schließlich ein anderer Habitus erforderlich – die traditionellen Normen und Werte sind dabei nur hinderlich. Die Beziehungsnetzwerke der bäuerlichen Gesellschaft verloren, sehen sich viele schlecht qualifizierte und nicht gebildete AlgerierInnen in den Städten mit Situationen der Prekarität konfrontiert: „Der tägliche Stundenplan, aufgeteilt in Arbeitssuche hier und kleine Aushilfsarbeiten dort, Woche und Monat nach der Zufälligkeit von Arbeitstagen und erzwungenem Müßiggang zerstückelt, alles trägt die Handschrift der Prekarität“ (Bourdieu 2000:107).

4) GENERATION PRAKTIKUM

Der Begriff der Prekarität und die damit verbundenen Merkmale finden schließlich auch Eingang in die Debatte rund um die „Generation Praktikum“. Zum einen wird dabei auf konkrete Dimensionen der Prekarität angesprochen, die so manche Praktikumssituation charakterisieren, zum anderen fungiert die „Generation Praktikum“ als Oberbegriff für diverse prekäre Beschäftigungsverhältnisse, in denen sich auch immer mehr HochschulabsolventInnen wieder finden.

In diesem Kapitel werden nun Entstehungsgeschichte und Inhalte der Debatte rund um die „Generation Praktikum“ nachgezeichnet, Forschungsergebnisse präsentiert und rechtliche Aspekte erläutert. Um ein vollständiges Bild zeichnen zu können, wird die Arbeitsmarktlage von AkademikerInnen einbezogen.

Die Debatte um die „Generation Praktikum“, bei der HochschulabsolventInnen im Zentrum stehen, war im deutschsprachigen Raum in ihren Anfängen eine gänzlich mediale Angelegenheit. Zum einen stammte das Schlagwort (bzw. die These) aus den Medien, zum anderen sah man auch die größte Betroffenenengruppe in diesem Arbeitsfeld verortet (Briedis/Minks 2007:1). Mit seinem bis heute viel-zitierten Zeit-Artikel, den Martin Stolz mit „Generation Praktikum“ übertitelte, war im März 2005 der Grundstein für eine vorerst mediale Auseinandersetzung gelegt worden. Aufgerollt anhand seiner eigenen Biographie thematisiert der Autor darin u.a. Praktika als versteckte Arbeitsverhältnisse, Facetten des Lebens als „DauerpraktikantIn“, widrige Praktikumsbedingungen, und fehlende Statistiken.¹⁶

In Österreich begann sich die Debatte im Jahr 2006 langsam zu entwickeln, was vor allem auf die Aktivitäten der „Plattform Generation Praktikum“¹⁷

¹⁶ http://www.zeit.de/2005/14/Titel_2fPraktikant_14?page=5 (22. November 2008)

¹⁷ Fehlende Forschung motivierte Anna Schopf 2006 zur Initiierung der Plattform. Wissensgenerierung und Vernetzung wurden zum Hauptanliegen des Vereins, und mediales Interesse blieb nicht lange aus. Die Diskussion gewann an Bedeutung, doch noch immer fehlten die Zahlen, die die genannte Problematik untermauern sollten. Eine der vorrangigen Aktivitäten des Gründungsjahres war deshalb die Durchführung einer Online-Befragung. Diese quantitative Studie trägt den Titel „Strukturmerkmale der PraktikantInnen-Beschäftigung im Hochschulkontext in Österreich“ und wurde 2007 veröffentlicht - <http://www.generation-praktikum.at/>.

zurückzuführen ist. So widmet sich beispielsweise der Online-Standard¹⁸ unter der Rubrik Bildung/Berufseinstieg sehr ausführlich dem Themenfeld „Generation Praktikum“. Eingang fand die Debatte aber auch in diverse andere Tageszeitungen und Magazine.¹⁹

Diese mediale Auseinandersetzung basierte in ihren Anfängen allerdings weniger auf empirischen Daten, als auf generalisierenden Annahmen und Einschätzungen, die aus der Beobachtung und Auseinandersetzung mit den Erfahrungen des Freundes- und Bekanntenkreises resultierten. In Deutschland durchgeführte AbsolventInnenbefragungen berücksichtigten das Phänomen kaum (Briedis/Minks 2007:1).

Mittlerweile gibt es im deutschsprachigen Raum vereinzelt Forschung zum Thema, die sich im Rahmen empirischer Studien explizit des Begriffes „Generation Praktikum“ bedient, sich mit dessen Implikationen kritisch auseinandersetzt und die Debatte schließlich auch in einen größeren Zusammenhang, nämlich den von prekärer Beschäftigung bzw. Prekarisierung, stellt (aktuell: Briedis/Minks 2007, Grün/Hecht 2007). Diese, meist auf quantitativen Untersuchungen aufbauenden, Forschungen beschränken sich allerdings auf Deutschland. Erste Zahlen zum Phänomen in Österreich liefert die Studie „Arbeit ohne Wert? Strukturmerkmale der PraktikantInnen-Beschäftigung im Hochschulkontext in Österreich“ (Schopf/Ringler 2007).

4.1 Zahlen zum Phänomen „Generation Praktikum“

Um einen Überblick über Themen und Zahlen zur Debatte gewähren zu können, muss mangels österreichischer Daten zu AbsolventInnenpraktika auf deutsche Forschungen zurückgegriffen werden. Ausgewählt aufgrund ihrer Aktualität und differierenden Zugänge, werden in der Folge die beiden oben angeführten Arbeiten präsentiert. Mit Bezugnahme auf die unterschiedlichen Konzeptionen und schließlich Ergebnisse der Studien, wird es möglich ein erstes Bild zu zeichnen.

¹⁸ <http://derstandard.at/?url=/?id=1226396993695> (25. November 2008).

¹⁹ <http://www.generation-praktikum.at/medienecho.aspx> (25. November 2008).

Deutschland

Der von Briedis/Minks (2007:1ff) erstellte Bericht, liefert die ersten bundesweit repräsentativen Daten zum Bereich AbsolventInnenpraktikum. Er basiert auf einer Befragung von rund 11.800 HochschulabsolventInnen aller Studienrichtungen²⁰ und Abschlüsse²¹, die im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung durchgeführt wurde.

Vom befragten Jahrgang 2005 absolvierte ungefähr jede/jeder Siebte nach Abschluss des Universitätsstudiums²² ein Praktikum. Die höchsten PraktikantInnenzahlen (20% oder mehr) weisen die Studienfächer Architektur, Biologie, Psychologie, Sprach- und Kulturwissenschaft sowie Wirtschaftswissenschaft auf. Eine merkliche Differenz ist zwischen weiblichen und männlichen AkademikerInnen festzustellen – 17% weibliche stehen 11% männlichen PraktikantInnen gegenüber. Dass Frauen öfter Praktika absolvieren zieht sich durch beinahe alle Studienrichtungen.

Mehr als ein Praktikum schließt nach dem Studium nur jede/r Fünfte der insgesamt 15% ab. Die Dauer beläuft sich bei der Hälfte der PraktikantInnen auf maximal drei Monate, ein weiteres Drittel praktiziert bis zu einem halben Jahr, rund ein Zehntel zwischen sieben und neun Monaten. Längere Praktikaerfahrung ist nur sehr vereinzelt vorzufinden.

Entscheiden sich AbsolventInnen für ein Praktikum, so wird von drei Vierteln der Wunsch nach dem Sammeln von Erfahrungen genannt. Mehr als die Hälfte meint, dass durch ein Praktikum ein leichter Jobeinstieg möglich wird.²³ Für rund ein Drittel der UniabsolventInnen ist der fehlende Job ein Motiv für die Aufnahme eines Praktikums, weitere 19% werden auch deshalb zu einem Praktikum

²⁰ In der tabellarischen Darstellung der Ergebnisse wird erstaunlicherweise kein Studienfach der Human- und Sozialwissenschaften (insofern Wirtschaftswissenschaften nicht eingerechnet wird) angeführt. Wie die Auswahl zu Stande kommt, ist nicht geklärt.

²¹ Die Ergebnisse der Befragten mit Bachelorabschluss werden im Bericht nicht dargestellt. Wie viele der 11.800 AbsolventInnen darunter fallen wird nicht ersichtlich.

²² Sofern nicht extra ausgewiesen, beziehen sich alle Daten auf Uni-AbsolventInnen (der Bericht selbst trennt zwischen Uni und FH, was im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden kann)

²³ Nur hier sind FH-AbsolventInnen inkludiert, da für diesen Punkt im Bericht keine Trennung vorgenommen wurde.

motiviert, da seitens der ArbeitgeberInnen eine mögliche Festanstellung thematisiert wurde.

Die Qualität der übertragenen Aufgaben schätzen 65% der PraktikantInnen als sehr gut oder gut ein. Ungefähr dasselbe gilt für die Einschätzung des Lerngehalts. Die Betreuung wird allerdings nur mehr von 55% der praktizierenden AbsolventInnen als sehr gut oder gut bezeichnet. Eine große Mehrheit, rund 80%, sieht eine gute Akzeptanz seitens der KollegInnen gegeben. Zahlen zur Höhe der Praktikumsvergütung gibt es keine – jedoch beurteilen 29% die Bezahlung als schlecht oder sehr schlecht, 22% sprechen von gutem oder sehr gutem Entgelt, 15% siedeln sich im Mittelfeld an und der größte Teil, 34%, erhält gar keine Vergütung. Im Rahmen des Praktikums fühlen sich rund 20% der Befragten ausgenutzt, die große Mehrheit von 58% beurteilt ihre Lage allerdings gegenteilig.

Sechs Monate nach abgeschlossenem Praktikum geht die Hälfte der AbsolventInnen einer Beschäftigung nach. Rund 10% befinden sich im Dissertationsstudium, 15% bilden sich anderweitig akademisch weiter und 13% befinden sich im Referendariat.²⁴ Von Arbeitslosigkeit sind ein halbes Jahr nach Ende des Praktikums 8% betroffen, weitere drei Monate später nur mehr 4%.

Nach dem Praktikum an die Uni zurückzukehren interpretieren die AutorInnen weniger als eine Strategie zur Vermeidung von Arbeitslosigkeit, sondern viel mehr als Entscheidung, die mehrheitlich bereits beim Absolvieren des Abschlusses getätigt worden ist. Das Praktikum dient daher eher dazu, die Zeit dazwischen sinnvoll zu nutzen.

Die AutorInnen kommen zum Fazit, dass AbsolventInnenpraktika nicht als Massenphänomen bezeichnet werden können und in der Folge die These von der „Generation Praktikum“ nicht haltbar bleibt. Sie weisen weiters auf die durchaus positive Beurteilung der absolvierten Praktika hin, thematisieren aber auch die Existenz negativer Praktikaerfahrungen, die durch die Studie erhoben werden konnte. Schwierigkeiten beim Jobeinstieg bringen die AutorInnen eher mit

²⁴ Bezeichnung eines Ausbildungsverhältnis für AnwärterInnen des höheren BeamtenInnendienstes – insbesondere LehrerInnen und JuristInnen – <http://lexion.calsky.com/de/txt/r/re/referendariat.php> (17. November 2008).

atypischer Beschäftigung, beispielsweise befristeten Stellen, als mit Praktika in Verbindung. Den Begriff des „Prekariats“ sehen sie daher als eine „Erweiterung des Blickwinkels“ (Briedis/Minks 2007:1), jedoch steht dieser noch nicht im Mittelpunkt der Debatte, welche nach wie vor durch die „Generation Praktikum“ geprägt wird.

Unter anderem durch den Titel verdeutlicht („Generation Praktikum – Mythos oder Massenphänomen?“) scheint die primäre Intention dieser Studie darin gelegen zu haben, repräsentative Daten zur Bestätigung bzw. in diesem Fall eben Abschwächung der medial vermittelten Problematik zu liefern. Indem sie davon ausgehen, dass noch immer die „Generation Praktikum“ und nicht „Prekarität“ an sich (in Form weiterer unsicherer Beschäftigungen) im Zentrum steht, wird verdeutlicht, dass sie die Debatte um die Generation Praktikum als relativ beschränkten Diskussionsbereich wahrnehmen. Intentionen einer Verknüpfung bzw. Einbettung sind kaum gegeben, da Problemlagen rund um Berufseinstieg eher in anderen Bereichen ansiedelt sind (siehe oben).

Ein breiterer Zugang wird von Grün/Hecht (2007:10ff) verfolgt, die im Auftrag der DGB-Jugend sowie der Hans-Böckler-Stiftung²⁵ die im Rahmen des Arbeitsbereichs Absolventenforschung der FU Berlin die Studie „Generation Praktikum? Prekäre Beschäftigungsformen von Hochschulabsolventinnen und –absolventen“ verfassen. Auch hier handelt es sich um eine quantitative Arbeit, deren Stichprobe sich allerdings auf rund 500 AbsolventInnen des Jahrgangs Wintersemester 2002/2003 der FU Berlin²⁶ und Uni Köln²⁷ beschränkt. Besonders interessant an dieser Studie ist, dass der Fokus nicht allein auf AbsolventInnenpraktika liegt, sondern die gesamte Phase zwischen Ende des Studiums und Durchführung der Befragung (Herbst 2006) in den Blick genommen wird.

²⁵ Das „Mitbestimmungs- Forschungs- und Studienförderungswerk“ des DGB (Deutschen Gewerkschaftsbundes) – <http://www.boeckler.de/31.html> (18. November 2008)

²⁶ Um die Veränderung der letzten Jahre zu zeigen, sind in die Studie Vergleichsdaten des AbsolventInnenjahrgangs 2000 der FU-Berlin eingeflossen. Während im Jahr 2000 rund 25% ein Praktikum absolvieren, steigt der Wert im Jahr 2002/03 auf 41%.

²⁷ Die Auswahl dieser beiden Unis erfolgte aufgrund der regional differierenden Arbeitsmärkte und des ähnlichen Angebots an Studienrichtungen.

Dieser Studie nach führen 37% der AbsolventInnen ein Praktikum durch.²⁸ Deutlich wird auch hier, dass bedeutend mehr Frauen als Männer praktizieren - während 44% der weiblichen AbsolventInnen ein Praktikum machen, sind es bei den männlichen Abgängern nur 23%. Keiner der männlichen Absolventen schließt drei oder mehr Praktika ab, bei den Frauen sind es immerhin noch 6%.

Die meisten PraktikantInnen, 53%, finden sich unter AbsolventInnen geistes- und kulturwissenschaftlicher Studienrichtungen. Dem folgen SozialwissenschaftlerInnen mit 49%, WirtschaftswissenschaftlerInnen mit 39% sowie ErziehungswissenschaftlerInnen mit 21%. Unbezahlt praktizieren rund 30% der Geistes- und KulturwissenschaftlerInnen während sich beispielsweise die Zahl bei den WirtschaftswissenschaftlerInnen auf 9% beläuft.

Im Durchschnitt dauern bezahlte Praktika ein halbes Jahr, unbezahlte fünf Monate. 47% der absolvierten Praktika sind unbezahlt. Die durchschnittliche Vergütung beläuft sich auf monatlich 364 Euro bzw. 599 Euro (bei der Ermittlung des ersten Betrages wurden unbezahlte Praktika miteinbezogen). Die geringste Bezahlung erfolgt in den Bereichen Kunst/Kultur/Medien sowie öffentliche Verwaltung/Bahn/Post.

Ob das erste Praktikum einen Lerneffekt brachte und berufliches Weiterkommen ermöglichte, wird je nach Praktikumsbereich sehr unterschiedlich eingeschätzt. Zwei Drittel der PraktikantInnen in der Wirtschaft²⁹ bejahen dies, während im Bereich Kunst/Kultur/Medien nur 44% zustimmen. Werden alle absolvierten Praktika in den Blick genommen, geht nur mehr ein Drittel der Befragten davon aus, dass diese in erster Linie dem Lernen dienen. Nur rund 40% fühlt sich im Praktikum gut betreut, 36% nehmen eine große Arbeitsbelastung wahr. Ungefähr die Hälfte schätzt die geleistete Arbeit als wichtig für den Betriebsverlauf ein.

Spannend sind nun insbesondere jene Daten, die Informationen über die gesamte Phase zwischen Ende des Studiums und der dreieinhalb Jahre danach stattgefundenen Befragung liefern. Nach einem Jahr sind rund 90% der AbsolventInnen erwerbstätig - 13% schaffen einen nahtlosen Übergang, nach

²⁸ Bundesweite Repräsentativität ist hier nicht gegeben.

²⁹ Industrie/Handel/Banken und Versicherungen

drei Monaten haben 54% einen Job gefunden und innerhalb von sechs Monaten sind rund 78% in einem Beschäftigungsverhältnis.

Die Zahl der wechselnden „Phasen von Praktika und Erwerbstätigkeit sowie von Erwerbslosigkeit und Beschäftigungssuche“ (Grühn/Hecht 2007:25) beläuft sich bei der Mehrheit von 56% auf maximal zwei³⁰ Phasen, 16% weisen drei solcher Phasen auf, 28% sind mit vier oder mehr Wendungen konfrontiert. 27% der AbsolventInnen übten in diesen dreieinhalb Jahren zumindest einmal eine freiberufliche/selbstständige Tätigkeit aus.

Zum Zeitpunkt der Befragung sind 74% der AbsolventInnen in einem abhängigen Beschäftigungsverhältnis, 35% davon verfügen über einen befristeten Vertrag. Freiberuflichkeit/Selbstständigkeit ist bei 16% gegeben und 4% sind von Arbeitslosigkeit betroffen. Das monatliche Bruttoeinkommen ist bei 10% der AbsolventInnen unter 1000 Euro, 18% erhalten 1000 bis 1500 Euro, 30% verdienen zwischen 1500 und 2500 Euro, weitere 26% zwischen 2500 und 3500 Euro. Rund drei Jahre nach Abschluss des Studiums verfügen bereits 16% der AbsolventInnen über ein Bruttoeinkommen von mehr als 3500 Euro. Durchschnittlich verdienen weibliche AbsolventInnen 400 Euro weniger als männliche.

Für die stellvertretende DGB-Vorsitzende Ingrid Sehrbrock sind die Ergebnisse der Studie Beleg für eine im Ansteigen zu begreifende, problembehaftete Situation. Zum einen weist sie auf die gewachsene PraktikantInnenzahl der FU-Berlin-AbsolventInnen hin, zum anderen geht sie davon aus, dass es sich dabei oftmals eher um reguläre Beschäftigungsverhältnisse als um Praktika handelt. Zu diesem Schluss kommt sie, indem sie sich auf die geringe Zahl von rund 30% beruft, deren Praktikumsalltag vorrangig auf das Lernen abzielte. Des Weiteren sieht sie eine verlängerte Berufseinstiegsphase gegeben, die unter anderem durch die große Bedeutung befristeter Beschäftigungsverhältnisse angezeigt wird (Grühn/Hecht 2007:4-5).

³⁰ Der Erwerbsstatus zum Zeitpunkt der Befragung wird nicht miteinbezogen.

Österreich

Praktika im Allgemeinen, und AbsolventInnenpraktika im Besonderen, sind in Österreich ein wenig beforschtes Thema. Die 2007 von Schopf/Ringler veröffentlichten Ergebnisse einer Onlineumfrage, deren Stichprobe nicht repräsentativ für die Grundgesamtheit österreichischer PraktikantInnen angesehen werden kann (ebd.:14), stellen eine Bestandsaufnahme dar, mit der erste Aussagen zur PraktikantInnensituation in Österreich getroffen werden können. Für diese Arbeit sind diese Daten nur sehr begrenzt von Nutzen, da sie nicht auf Praktika von HochschulabsolventInnen beschränkt bleiben. Im Folgenden wird daher nur auf ausgewählte, für diese Arbeit als relevant erachtete, Daten eingegangen.

Da die Stichprobe sich auf Personen mit Praktikaerfahrung bezog, kann keine Aussage darüber getroffen werden, wie viele österreichische StudentInnen/AbsolventInnen Praktika durchführen. Im Durchschnitt absolvieren die Befragten 2,7 Praktika, mehrheitlich in den Bereichen Medien, Wissenschaft sowie Sozial- und Gesundheitswesen. 144 der insgesamt 397 UmfrageteilnehmerInnen waren Universitäts- oder FachhochschulabsolventInnen. Mehr als die Hälfte dieser 144 absolvierte nach Abschluss des Studiums ein oder mehr Praktika – Geistes- und KulturwissenschaftlerInnen stellen hier die größte Gruppe dar. 26% dieser AbsolventInnenpraktika werden nicht vergütet.

4.2 Rechtliche Regelungen

Arbeits- und sozialversicherungsrechtliche Rahmenbedingungen können von Praktikum zu Praktikum sehr verschieden ausfallen. Grundsätzlich wird zwischen den beiden Ausbildungsverhältnissen „Volontariat“ und „Pflichtpraktikum“ unterschieden.

Bei einem Volontariat handelt es sich um kein Arbeitsverhältnis – ein/e VolontärIn ist nicht dazu verpflichtet eine bestimmte Arbeit zu vollbringen, Weisungen von KollegInnen oder Vorgesetzten auszuführen oder zu bestimmten Zeiten anwesend zu sein. Vielmehr handelt es sich um eine unverbindliche Möglichkeit Praxiserfahrungen zu sammeln. Es besteht kein Anspruch auf

Vergütung des Volontariates und im Regelfall ist nur eine Versicherung von Arbeitsunfällen gegeben. Kranken- und Pensionsversicherung bietet ein Volontariat nicht (Verein für Konsumenteninformation 2006:110-111).

Ein Pflichtpraktikum ist ein im Rahmen der Ausbildung (Schule und Studium) zu absolvierendes Praktikum, dessen Dauer und Inhalt in den jeweiligen Lehr- oder Studienplänen festgelegt ist. Mehrheitlich werden Pflichtpraktika im Rahmen eines echten Arbeitsvertrages ausgeführt, womit unter anderem folgende Punkte wirksam werden: Weisungsgebundenheit, Anwesenheitspflicht, Verpflichtung zur Arbeitsbereitschaft. Bei einem Einkommen über der Geringfügigkeitsgrenze ist der/die PflichtpraktikantIn versichert (Kranken-, Unfall-, Pensionsversicherung). Den Bedingungen eines Volontariates entsprechend, können Pflichtpraktika auch als unverbindliche Beschäftigungsverhältnisse konzipiert sein (ebd.:111-112).

Je nach abgeschlossenem Arbeitsvertrag kann schließlich auch ein freiwilliges Praktikum (sei es während oder nach dem Studium) Volontariatscharakter besitzen, im Rahmen echter oder freier Dienstverträge absolviert oder mittels eines Werkvertrages abgewickelt werden. Der freie Dienstvertrag unterscheidet sich von einem echten dadurch, dass der Arbeitsablauf selbst organisiert werden kann und keine Anwesenheitspflicht oder Weisungsgebundenheit besteht. Vor allem hinsichtlich der sozialen Absicherung sind freie MitarbeiterInnen schlechter gestellt als die KollegInnen in Normalarbeitsverhältnissen – für sie gilt keine kollektivvertragliche Mindestbezahlung, kein Anspruch auf bezahlten Krankenstand, kein bezahlter Urlaub, kein Arbeitslosengeldanspruch (ebd.:60).

Zu beachten ist, dass sich hinter so manchen als Praktikum bezeichneten Beschäftigungsformen echte Arbeitsverhältnisse verstecken, bei denen nicht „der Erwerb praktischer Kenntnisse und Erfahrungen, sondern die Erbringung von Arbeitsleistung“ (ebd.:113) maßgeblich ist.

Entschliessungsantrag

Aufgrund dieser diffusen Rechtslage wird von den Grünen in einem am 8. Mai 2008 eingereichten Entschliessungsantrag³¹ die Forderung nach einem PraktikantInnenausbildungsgesetz formuliert. Bestandteil dieses Gesetzes soll

³¹ http://www.parlinkom.gv.at/PG/DE/XXIII/A/A_00742/imfname_108940.pdf (24. November 2008).

primär eine klare Definition von Praktika sein, um eine Abgrenzung zu anderen Beschäftigungsverhältnissen oder Ausbildungssituationen zu erreichen. Um den Ausbildungscharakter festzuschreiben, soll eine Definition qualitativer Standards sowie die Aufzählung zulässiger Praktikumsarten erfolgen. Weiters soll kraft Gesetz eine Höchstdauer von drei Monaten erwirkt werden, die nur in definierten Ausnahmefällen überschritten werden kann. Weitere gewünschte Gesetzesinhalte sind ein schriftlicher Praktikumsvertrag, Mindestvergütung, sozialrechtlicher Schutz und verpflichtende Betreuung durch einen Verantwortlichen.

Arbeitstraining

Im Umfeld von AbsolventInnenpraktika anzusiedeln, ist das so genannte „Arbeitstraining“. Dieses, vom Arbeitsmarktservice finanzierte „Training on the job“ (AMS-Österreich 2007:74-75), richtet sich an Schul- und HochschulabsolventInnen, denen dadurch der Einstieg in die Arbeitswelt erleichtert werden soll. Die Trainees erhalten in der maximal drei-monatigen Trainingsphase eine existenzsichernde Entlohnung, die vom AMS bezahlt wird. Der Betrieb hat keinen finanziellen Aufwand. Weiters besteht während dieser Zeit kein Dienst- sondern ein Ausbildungsverhältnis. Anwesenheitspflicht gilt für den Trainee im Ausmaß von 16 Wochenstunden, in welchem ihm/ihr eine ausbildungsadäquate Beschäftigung zu ermöglichen ist. Während des Trainings ist eine Kranken- und Unfallversicherung gegeben. Ziel des Trainings ist es, den Übergang in eine reguläre Beschäftigung zu ermöglichen. Ein Arbeitstraining kann nur absolvieren, wer zuvor Versuche des Einstiegs in das Berufsleben unternommen hat.

4.3 Berufseinstieg und akademischer Arbeitsmarkt

Dass der Einstieg in den Arbeitsmarkt für AkademikerInnen gegenwärtig nicht mehr ohne Schwierigkeiten abläuft, ist auf strukturelle Veränderungen zurückzuführen. Lange Zeit war der öffentliche Sektor bedeutendster Arbeitsbereich von AkademikerInnen. Viele der vom Staat erbrachten Dienstleistungen, sei es beispielsweise im Bildungswesen oder Gesundheitsbereich, wurden vorrangig von HochschulabsolventInnen ausgeübt. Hauptarbeitgeber der AkademikerInnenschaft war demnach der Staat. Mit

zunehmender Personalrestriktion, die vor allem mit der Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen im Zusammenhang steht, veränderten sich die Rahmenbedingungen. Auch in den privatwirtschaftlichen Unternehmen gab es Umbrüche – neue Organisationsstrukturen und Rationalisierungen reduzieren die Arbeitsplatzsicherheit von AkademikerInnen. Hinzu kam das Erstarken neuer Beschäftigungsformen – waren die Berufskarrieren in der Vergangenheit tendenziell sehr beständig, zwingen heute beispielsweise befristete Beschäftigungsverhältnisse zu oftmaligem Jobwechsel (Biffli 2000:36-37).

Berufliche Schwierigkeiten von AkademikerInnen kreisen weniger um die Arbeitslosigkeit an sich (in registrierter Form)³², als beispielsweise um die Ausübung von Tätigkeiten, die nicht dem Qualifikationsniveau entsprechen und niedrige Bezahlung nach sich ziehen. Zu nennen sind weiters jene Fälle, in denen eine Fortsetzung der akademischen Laufbahn (z.B. Doktoratsstudium) primär auf die Jobeinstiegshürden zurückzuführen ist. Trotz dieser, teils schwer fassbaren, Problembereiche, bleiben die Arbeitslosenzahlen wichtiger Indikator des AkademikerInnenarbeitsmarktes (Hofstätter 2000:273-274)

In welche Richtung sich arbeitsweltliche Trends für AkademikerInnen bewegen, wird in einer aktuellen Publikation (2007:34-35) des Arbeitsmarktservice Österreich³³ nachgegangen. Festgestellt wird der steigende Bedarf hoch qualifizierter Arbeitskräfte. Die „Akademisierung des Beschäftigungssystem“ (ebd.:34) wird primär auf den Bedeutungsanstieg so genannter „sekundärer Dienstleistungstätigkeiten“ (ebd..) wie beispielsweise Forschung oder Management zurückgeführt, die mehrheitlich von HochschulabsolventInnen ausgeführt werden. Damit verbunden sind die Forderungen nach lebenslangem Lernen, die laut Publikation der zunehmenden Komplexität wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Prozesse entspringen. Ein weiterer Aspekt verweist auf die immer weiter gestreuten Berufsfelder für AkademikerInnen, die sich auch außerhalb des disziplinären Rahmens befinden können (25% der SozialwissenschaftlerInnen arbeiten in betriebswirtschaftlichen Tätigkeitsfeldern). Sind AkademikerInnen dennoch mit Beschäftigungsproblemen konfrontiert, so

³² Ende Oktober 2008 beträgt die Zahl der Arbeitslosen in Österreich 202.775. 3,4% davon sind AkademikerInnen - http://www.ams.at/docs/001_am_bildung_1008.pdf (25. November 2008).

³³ Abteilung Arbeitsmarktforschung und Berufsinformation (ABI) in Kooperation mit dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

bieten sich beispielsweise in Form von Aufbaustudien, Werkvertragstätigkeiten oder Selbstständigkeit Alternativen zur Arbeitslosigkeit. Im letzten Punkt wird schließlich die rückgängige Bedeutung von Normalarbeitsverhältnissen angesprochen. Die „Fähigkeit des Selbstmanagements“ (ebd.:35) wird daher immer ausschlaggebender für eine kontinuierliche Beschäftigung.

5) EMPIRISCHE STUDIE

5.1 Qualitativer Zugang

Um der Beantwortung der Forschungsfragen dieser Arbeit näher zu kommen, wird ein qualitativer Zugang gewählt. Eine Beschäftigung mit den Grundlagen qualitativer Sozialforschung macht deutlich, dass ein solcher Ansatz dann sinnvoll erscheint, wenn u. a. folgende Punkte dem Forschungsinteresse nahe kommen (Reinders 2005:20):

- erstrebt wird das Verstehen des Handelns und Denkens der Befragten,
- die subjektive Sichtweise von AkteurInnen ist von Interesse,
- der Bereich ist noch wenig erforscht,
- gearbeitet wird mit Informationen, die in ihrer „inhaltlichen Ganzheit“ (ebd.) zur Verfügung stehen müssen (z.B. vollständige Transkription eines Interviews).

All diese Aspekte treffen auf Gegenstand und Interessenshintergrund dieser Arbeit zu – das Phänomen „Generation Praktikum“ ist insbesondere in Österreich wenig erforscht und vorhandene Studien entstanden primär im Rahmen eines quantitativen Forschungsansatzes, der den Befragten keinen Spielraum für die subjektive Darstellung ihrer Sichtweisen bietet.

„Offenheit, Prozesshaftigkeit und Kommunikation“ (ebd.:34) sind folglich die Leitgedanken qualitativer Forschung. Offenheit spricht auf den explorativen Charakter von Sozialforschung an – am Anfang der Arbeit stehen keine Hypothesen, sondern möglichst offene Fragestellungen, die den Befragten viel Raum zur Ausbreitung ihrer Sichtweisen und Handlungsstrategien erlauben. Prozesshaftigkeit verweist auf den zirkulären Charakter qualitativer Forschungszugänge – die erhobenen Informationen werden immer wieder mit der Fragestellung in Beziehung gesetzt, die dadurch Veränderung und Präzisierung erfahren kann. Der Grundsatz der Kommunikation impliziert, dass ihre „Form“, „Regeln“ und „Inhalte“ (ebd.:40) einem den InterviewpartnerInnen bekannten Rahmen zu entsprechen haben. Das Gespräch erfolgt daher gemäß den Gewohnheiten der Befragten, für beide Seiten muss der Inhalt klar verständlich bleiben.

Qualitative Interviews bieten *einen* Zugang zur Generierung qualitativer Informationen. Ein weiterer wäre beispielsweise die teilnehmende Beobachtung, deren Erkenntnisinteresse sich auf das Verhalten von Individuen/Gruppen bezieht. Qualitative Interviews erscheinen dann sinnvoll, wenn die Generierung von Informationen über „Meinungen, Werte, Einstellungen, Erlebnisse, subjektive Bedeutungszuschreibungen und Wissen“ (ebd.:97) im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht.

Während quantitative Forschungsdesigns auf strukturierte Fragebögen zurückgreifen, kennzeichnen sich qualitative Interviews durch ihren unstrukturierten oder teil-strukturierten Charakter. Ersteres Verfahren bietet den InterviewpartnerInnen größtmögliche Freiheit der Darstellung ihnen wichtiger Themen. Beim narrativen Interview gibt der/die ForscherIn beispielsweise lediglich die Einstiegsfrage vor, der weitere Verlauf liegt in den Händen der Befragten. Teil-strukturierte Interviews, wie etwas das problemzentrierte Interview, haben zwar noch immer sehr offenen Charakter, doch ist der Themenbereich stärker eingegrenzt als im ersten Fall. Im Vorfeld werden Leitfragen ausgearbeitet, mit denen allerdings in der Interviewsituation sehr flexibel umgegangen werden kann. Als günstig erweist sich ein solches Verfahren, wenn eine Themeneingrenzung sinnvoll erscheint oder die unterschiedlichen Reaktionen/Deutungen der InterviewpartnerInnen auf ähnliche Inputs von Interesse sind (Reinders 2005:98-99).

5.1.1 Erhebungsmethode – problemzentriertes Interview

Vorwissen, Gegenstand und Erkenntnisinteresse der Arbeit in den Blick genommen, erscheint das problemzentrierte Interview als adäquate Erhebungsmethode. Weshalb ein solcher Zugang sinnvoll erscheint, wird im Anschluss an die Präsentation der wichtigsten Grundlagen und Vorgehensweisen dieser Interviewform thematisiert.

Das problemzentrierte Interview ist dem teil-strukturierten Verfahren zuzurechnen, dessen Planung die Erstellung eines Leitfadens involviert. Kennzeichen dieser Interviewform ist die „Kombination von deduktivem und induktivem Vorgehen“ (Reinders 2005:117) – die Annahmen bzw. das Vorwissen

bezüglich des Forschungsgegenstandes fließen in den Leitfaden ein, die im Laufe der Forschung gewonnen Informationen bewirken aber eine ständige Erweiterung oder Modifikation.

Als drei Grundpositionen dieser Interviewform bezeichnet Witzel (2000)³⁴ „Problemzentrierung“, „Gegenstandsorientierung“ und „Prozessorientierung“. Problemzentrierung verweist auf die Hinwendung zu einer gesellschaftlich bedeutenden Problemstellung, um die der Erkenntnisprozess kreist. Das Vorwissen bezüglich der Rahmenbedingungen des Gegenstandes wird herangezogen, um die Erklärungen der InterviewpartnerInnen verstehen zu können und adäquate Fragen bzw. Nachfragen möglich zu machen. Das flexible Handhabungspotential der Methode wird durch den Punkt der Gegenstandsorientierung sichtbar. Um den verschiedenen Anforderungen eines Gegenstandes entgegenkommen zu können, bietet sich beispielsweise die Möglichkeit einer Methodenkombination, innerhalb der das Interview im Zentrum steht (z.B. Gruppendiskussion um erste Informationen zu generieren). Flexibilität ist darüber hinaus auch während dem Gespräch gegeben, in welchem je nach Situation auf eher narrative Elemente oder vertiefendes Nachfragen gesetzt werden kann. Der dritte Punkt verweist schließlich auf die Prozessorientierung hinsichtlich des gesamten Forschungsablaufes sowie der Interviewsituationen selbst. Betont wird in diesem Zusammenhang die Wichtigkeit einer vertrauensvollen Gesprächsbasis, ohne die der Prozess der Entfaltung der individuellen Sichtweisen nur eingeschränkt stattfindet.

Zur Anwendung kommen im Rahmen problemzentrierter Interviews vier Instrumente – das Interview wird mittels eines *Tonträgers* aufgezeichnet; der *Leitfaden*³⁵, im Idealfall nur „Hintergrundfolie“ (Witzel 2000), beinhaltet Frageideen zu einzelnen Themenbereichen sowie eine konkrete Einstiegsfrage; Sozialdaten werden mittels eines *Kurzfragebogens* ermittelt und direkt nach dem Gespräch erstellte *Postskripte* dienen zur Notiz von Auffälligkeiten, Schwerpunkten, Anmerkungen oder ersten Interpretationstheorien.

³⁴ <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> - (20. November 2008)

³⁵ Für den im gegenständlichen Fall verwendeten Leitfaden siehe Anhang Seite 107.

Die Gestaltung des Interviews kennzeichnet sich schließlich durch „erzählungsgenerierende“ und „verständnisgenerierende“ (ebd.) Kommunikationsstrategien, die flexibel angewendet werden können. Zu ersterer Gruppe zählen: eine offene und gesprächsanregende Einstiegsfrage; allgemeine Sondierungen, welche auf die Einstiegsfrage folgende Themen aufgreifen sowie Ad-hoc-Fragen, die dann eingesetzt werden, wenn ein besonderer Interessensbereich von den InterviewpartnerInnen noch nicht angesprochen wurde. Komplizierter, weil mit hohen Anforderungen an den Interviewer, die Interviewerin verbunden, gestalten sich verständnisgenerierende Kommunikationsstrategien. Im Rahmen so genannter spezifischer Sondierungen können beispielsweise bewusste Konfrontationen tiefergehende Sichtweisen der Befragten hervorbringen. Hierfür ist eine ausgeprägte Vertrauensbasis notwendig.

Geeignet ist das problemzentrierte Interview in Rahmen dieser Forschung aus mehreren Gründen: der Gegenstand der Forschung ist eine eingegrenzte gesellschaftliche Problemstellung - das Phänomen der „Generation Praktikum“, deren Grundstruktur fassbar und benennbar ist. Eine Kombination aus deduktiver und induktiver Vorgehensweise erscheint aufgrund des vorhandenen Vorwissens, welches sich aus so genannten „Alltagstheorien“ (Mitverfolgen der medialen Debatte, Beobachtungen des Freundes- und Bekanntenkreises) und schließlich auch aus wissenschaftlicher Forschung (quantitative Arbeiten, Studien rund um prekäre Beschäftigung) ableiten lässt, als sinnvoller Weg.

Da das wissenschaftliche Wissen noch spärlich und relativ fragmentarisch ist, bieten der teil-strukturierte Charakter und die damit in Verbindung stehende Offenheit und Flexibilität der Methode den nötigen Raum zur Thematisierung diverser Aspekte, die im Vorhinein noch nicht ins Auge gefasst wurden (z.B. starke Rückbezüge zum Studium, Dominanz des Themas „Networking“).

Die Interviews wurden schließlich im Zeitraum Jänner bis Juni 2008 durchgeführt und dauerten zwischen 40min und 1h20min. Sechs der sieben InterviewpartnerInnen waren weiblich.³⁶ Insofern die InterviewpartnerInnen nicht selbst einen Gesprächseinstieg wählten (weil beispielsweise schon vor

³⁶ Grün/Hecht (2007) stellen fest, dass nach dem Studium deutlich mehr Frauen als Männer Praktika absolvieren (siehe Kapitel 4).

„offiziell“ Beginn des Interviews themenrelevante Informationen ausgetauscht wurden), kam folgende Einstiegsfrage zur Anwendung – „Möchtest du einfach mal erzählen, wie es bei dir nach dem Studium weitergegangen ist?“ Dieser Einstieg löste in den meisten Fällen einen langen Erzählfluss aus. Die enthaltenen Themen wurden im nächsten Schritt aufgegriffen. Konnte eine gute Gesprächssituation hergestellt werden, so rückten die Leitfragen zugunsten eines sehr offenen Gesprächsverlaufs in den Hintergrund.

5.1.2 InterviewpartnerInnen

Die InterviewpartnerInnen wurden anhand zweier Kriterien ausgewählt – Abschluss des Politikwissenschaft-Studiums sowie Absolvierung eines Praktikums nach Ende des Studiums („AbsolventInnenpraktikum“). Die Einschränkung auf Politikwissenschaft-AbsolventInnen entsprang schlicht einem persönlichen Interesse für die Lebenswege der KollegInnen, hätte aber auch auf andere Studienrichtungen ausgeweitet werden können. Da sich der Feldzugang zu AbsolventInnen schwierig gestaltete, wurden zuvor angedachte Kriterien wie beispielsweise die gleiche Anzahl männlicher und weiblicher InterviewpartnerInnen bzw. das zumindest einjährige Zurückliegen des Abschlusses wieder verworfen. Der Feldzugang erfolgte schließlich über das Schreiben mehrerer Rundmails und die Vermittlung von Kontakten, die in erster Linie den TeilnehmerInnen des DiplomandInnenseminars zu verdanken sind.

Anzumerken ist, dass eines der sieben Interviews nicht dem Rahmen entsprach, welcher für die Auswahl der InterviewpartnerInnen maßgebend war. Aufgrund eines Missverständnisses in der Kommunikation, wurde erst inmitten der Interviewsituation klar, dass die Befragte ihr Studium zum Zeitpunkt des Gespräches noch nicht beendet hatte. Da sie sich in einem weit fortgeschrittenen Stadium befand (bereits abgeschlossene Diplomarbeit) und das Interview interessante Aspekte hinsichtlich des Praktikums aufwarf, wird es in dieser Arbeit dennoch berücksichtigt. Es ist festgehalten, dass diese Situation (die noch durch den „geschützten“ Rahmen des Studiums gekennzeichnet ist) in der Analyse wenn notwendig differenzierter betrachtet wird. Ein zweiter Fall weicht geringfügig ab – das Praktikum begann bei dieser Interviewpartnerin bereits vor

Abschluss des Studiums, wurde allerdings noch geraume Zeit nach Abschluss der Diplomprüfung fortgesetzt.

Um einen Einblick in die Lebenssituationen der InterviewpartnerInnen zu bieten, soll den Ergebnissen der themenanalytisch ausgewerteten Interviews ein grober Überblick über ihre Biographien vorangestellt werden. Die Darstellungen konzentrieren sich auf die, für diese Arbeit relevante, Zeit nach Abschluss des Studiums.

ANNA

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interviews (April 2008): Arbeitssuche

Beschäftigung September 2008: journalistische Tätigkeit

Praktika nach dem Studium: 1

Praktika während des Studiums: 2

Anna schließt ihr Politikwissenschaftsstudium im Frühling 2007 ab. Direkt danach bewirbt sie sich für ein Praktikum in den Institutionen der Europäischen Union, wofür sie zwei Monate später die Zusage erhält. In der Zeit zwischen Studienabschluss und dem Warten auf eine Praktikumszusage bewirbt sich Anna sporadisch auf Stellenanzeigen hin, allerdings nur wenn diese sehr konkret ihrem Interesse entsprechen. Im Vordergrund steht zu diesem Zeitpunkt der Wunsch nach Absolvierung des Praktikums. Den Sommer über arbeitet sie weiterhin in jener Bäckerei, in der sie auch während des Studiums gejobbt hatte. Das von Anna erwünschte Praktikum wird vergütet und setzt den Abschluss eines Studiums voraus. Interesse ist hierfür sehr groß, es konkurriert daher eine große Zahl an BewerberInnen. Anna bekommt die Möglichkeit und absolviert ein halbjähriges Praktikum. Die monatliche Bezahlung ist in diesem Fall so hoch, dass Anna das Praktikum als „Minijob“ betrachtet. Während des Studiums absolviert die Interviewpartnerin zwei unbezahlte Praktika – im umwelt- bzw. entwicklungspolitischen Bereich. Die aktive Jobsuche nimmt Anna nach Abschluss des Praktikums auf. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie damit seit rund einem Monat beschäftigt. Anna hat ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich und wohnt wieder bei ihren Eltern. Sie würde gerne in ihrem Heimatbundesland bleiben, bewirbt sich aber auch für Stellen in Wien. Aufgrund der ungewissen Situation ist das gewünschte Ausziehen aus dem Elternhaus nicht möglich.

OLIVIA

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interviews (Mai 2008): Pressereferentin

Beschäftigung September 2008: Pressereferentin

Praktika nach dem Studium: 3

Praktika während des Studiums: 3

Olivia beendet das Politikwissenschaftsstudium 2005. Im Anschluss daran absolviert sie ein dreimonatiges Praktikum in einer wissenschaftlichen Forschungseinrichtung. Sie erhält dafür rund 250 Euro im Monat und ist hauptsächlich im Bereich Öffentlichkeitsarbeit tätig. Ebenfalls im Rahmen eines Praktikums arbeitet sie an einer wissenschaftlichen Evaluierungsarbeit im sozialpsychologischen Beratungsbereich. Danach geht Olivia nach Mittelamerika, wo sie im entwicklungspolitischen Bereich tätig wird. Sie übernimmt dort verantwortungsvolle Aufgaben des Projektmanagements, die sie eigenständig zu erledigen hat. Vergütet wird diese Beschäftigung nicht. Parallel zu diesen Tätigkeiten absolviert Olivia das Doktoratsstudium und führt diverse Nebenjobs aus. Seit Herbst 2007 ist sie im Rahmen einer Vollzeitstelle als Pressereferentin im politiknahen Bereich tätig.

OLGA

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interviews (Februar 2008): Praktikum

Beschäftigung September 2008: Dissertationsstudium

Praktika nach dem Studium: 1

Praktika während des Studiums: 4

Olga beendet das Politikwissenschaftsstudium 2008. Zum Zeitpunkt des Interviews absolviert sie ein Praktikum in einem Bundesministerium, welches einen Monat zuvor begonnen wurde und noch einen weiteren andauern sollte. Ihre Diplomprüfung fällt in den ersten Praktikumsmonat. Während des Studiums ist Olga sehr aktiv. Bereits in einer sehr frühen Studienphase absolviert sie ein erstes Praktikum im Bereich Menschenrechte. Das zweite Praktikum führt Olga nach Deutschland. Sie ist dort zuerst beim Hörfunk aktiv und nach einer einmonatigen Unterbrechung auch im Bereich Fernsehen. Zwischendurch geht sie nach Wien zurück, um die Chance auf ein weiteres Praktikum bei einer Internationalen Organisation wahrzunehmen. Das Praktikum im Ministerium kann schließlich als letzte Tätigkeit ihrer langen Praktikaphase angesehen werden.

Zum Zeitpunkt des Interviews hat Olga bereits eine Jobzusage, die sich aus ihrer Tätigkeit im Medienbereich heraus ergeben hatte. Es handelt sich dabei um eine auf ein halbes Jahr befristete Teilzeitstelle. Olga äußert den Plan, in dieser Zeit zwischen Deutschland und Wien zu pendeln (jeweils zwei Wochen eines Monats in Wien und zwei in Deutschland). Die Interviewte strebt zusätzlich zu dieser Tätigkeit eine Projektarbeit in einem Ministerium an, wofür sie sich aufgrund ihrer Praktikumserfahrung gute Chancen ausrechnet. Ergäbe sich diese Möglichkeit, müsse über eine Vereinbarkeit der beiden Tätigkeiten nachgedacht werden. Abgesehen vom letzten Praktikum, welches als „halbes“ AbsolventInnenpraktikum betrachtet werden kann, finden alle Praktika in Olgas Studienzeit statt. Keines der Praktika wird vergütet. Noch einmal unbezahlt ein Praktikum zu absolvieren, lehnt Olga ab.

INES

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interviews (Jänner 2008): Studium/Praktikum
Beschäftigung September 2008: Call Center
Praktika nach dem Studium: 0
Praktika während des Studiums: 2

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Ines noch Studentin der Politikwissenschaft. Ihre Diplomarbeit ist zwar abgeschlossen, die Prüfung aber noch nicht abgelegt. Ines absolviert ein halbjähriges Praktikum im Umfeld der Institutionen der Europäischen Union in Wien. Ursprünglich will sie ihr Studium vor Praktikumsbeginn abschließen. Da seitens der Praktikageber der Wunsch eines möglichst frühen Starts geäußert wird, beginnt Ines bereits vor Abschluss des Studiums. Das Praktikum der Interviewten ist unbezahlt, weshalb sie neben einer 40h-Arbeitswoche und dem Fertigstellen der Diplomarbeit auch des öfteren am Wochenende arbeiten muss. Seitens der Delegation rechnet sich die Interviewte keine Jobchancen aus. Sie wird nach dem Studium intensiv Bewerbungen schreiben, sich aber auch um ein bezahltes Praktikum in Brüssel bemühen. Geplant ist die Absolvierung eines Doktorats, was sie im Hinblick auf die Jobchancen in diesem Bereich als unverzichtbar ansieht. Ines' Interessen und Karrierepläne fokussieren stark auf den Bereich der Internationalen Politik. Während des Studiums wird ihr die Möglichkeit eines unbezahlten Praktikums bei einem österreichischen Abgeordneten des Europäischen Parlaments geboten, was sie aufgrund der hohen Kosten ablehnt.

EVELYN

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interview (Mai 2008): Angestellte im politiknahen Bereich

Beschäftigung September 2008: Angestellte im politiknahen Bereich

Praktika nach dem Studium: 1

Praktika während des Studiums: 5

Evelyn beendet ihr Studium 2004. Danach arbeitet sie als wissenschaftliche Projektmitarbeiterin an einer österreichischen Universität. Das Projekt läuft drei Jahre, die Finanzierung reicht allerdings nur für zweieinhalb Jahre. Evelyn nutzt daher das halbe, nicht-finanzierte, Jahr, um zwischendurch ein Praktikum in einer Lobbyingagentur in Brüssel zu absolvieren. Nach der Rückkehr arbeitet sie das restliche halbe Jahr im Rahmen des Projektes weiter. Das Praktikum fällt daher nicht in die Übergangsphase zwischen Studium und Beruf, sondern findet in einer Zeit statt, in der Evelyn bereits einen Job ausübt, zu dem sie auch wieder zurückkehren kann. Da sie mit einigen Aspekten des Praktikums nicht zufrieden ist, verkürzt Evelyn die geplanten sechs Monate auf fünf (geringe Bezahlung, überlange Arbeitszeiten, Konkurrenzverhältnis). Während des Studiums übt Evelyn diverse Praktika und Ferialjobs aus – vom Hörfunk angefangen, über eine Tageszeitung bis hin zur Beschäftigung in einem Verbindungsbüro der Länder in Brüssel. Seit 2007 arbeitet Evelyn Teilzeit in einem politiknahen Bereich und ist weitere 20h an der Universität Wien angestellt.

ULRICH

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interviews (Jänner 2008): Öffentliche Verwaltung

Beschäftigung September 2008: Öffentliche Verwaltung

Praktika nach dem Studium: 1

Praktika während des Studiums: 2

Ulrich, der einzige männliche Interviewpartner, beendet sein Studium im Frühling 2005. Kurze Zeit nach dem Abschluss absolviert er ein Praktikum in einem österreichischen Verbindungsbüro der Länder in Brüssel. Er erhält dafür 700 Euro, womit der Aufwand größtenteils gedeckt ist. Das Praktikum ist für Ulrich eine große Enttäuschung. Die wenige Arbeit muss unter drei PraktikantInnen aufgeteilt werden, die dort alle zur selben Zeit tätig sind. In der Folge nutzt

Ulrich die freie Zeit zum Schreiben von Bewerbungen und Knüpfen von Kontakten. Bereits drei Monate vor Abschluss des Studiums beginnt Ulrich mit der Jobsuche, intensiviert wird sie nach Beenden des Praktikums. Ulrich bewirbt sich zuerst erfolglos in der Privatwirtschaft, später folgen Interessensvertretungen und im nächsten Schritt Ministerien. Zu Gute kommt ihm schließlich ein Praktikum in der öffentlichen Verwaltung, das er während des Studiums absolviert hatte und für welches er auch später noch eine gewisse Zeit tätig war. Da im Zuge der österreichischen Ratspräsidentschaft MitarbeiterInnen gesucht wurden, wird Ulrich schon vor Abschluss seines Studiums von dieser Seite kontaktiert. Im darauf folgenden Sommer gibt es wieder Kontakt und nach diversen Vorstellungsgesprächen und Bewerbungsgesprächen beginnt Ulrich schließlich weniger als drei Monate nach Abschluss seines AbsolventInnenpraktikums zu arbeiten.

UTE

Beschäftigung zum Zeitpunkt des Interviews (Juni 2008): Selbstständig

Beschäftigung September 2008: Key Account Manager

Praktika nach dem Studium: 1

Praktika während des Studiums: 1

Ute schließt das Politikwissenschaftstudium im Frühling 2007 ab. Im darauf folgenden September beginnt sie ein dreimonatiges Praktikum bei einer NGO im Frauenbereich, für das sie sich direkt nach Abschluss des Studiums beworben hatte. Im Anschluss daran arbeitet Ute einen Monat lang auf Teilzeitbasis im Verein. Aus finanziellen Gründen kann diese Anstellung nicht verlängert werden. Nach diversen Bewerbungen in politiknahen Bereichen, die laut Ute zumeist aufgrund mangelnder Erfahrung erfolglos bleiben, beschließt die Interviewpartnerin ihre osteuropäische Muttersprache für einen Jobeinstieg zu nutzen. Ab Februar ist Ute schließlich geringfügig im Bereich Eventorganisation tätig, wo sie mit der Ausweitung der Kontakte in ihr Geburtsland betraut wird. Da sie nebenbei weiterhin bei ihrem Vater arbeitet, der sich in einem Handwerksberuf selbstständig gemacht hat, überschreitet sie die Geringfügigkeitsgrenze. Sie beschließt daher, ebenfalls den Schritt in die Selbstständigkeit zu wagen. Die Hoffnung auf einen Job im Politikbereich hat Ute nach kurzer Zeit aufgegeben. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie für mehrere Firmen tätig, die ihre Sprachkompetenz nachfragen.

5.1.3 Auswertung

Die Auswertung der Interviews erfolgt mittels einer Themenanalyse, im Rahmen derer das Textreduktionsverfahren angewendet wird (Froschauer/Lueger 2003:158ff). Themenanalytische Zugangsweisen eignen sich dann, wenn ein Überblick über eine Fülle an Material geboten werden möchte, manifeste Aussagen von Interessen sind, Argumentationsstrukturen nachgezeichnet werden sollen und zusammenfassende Darstellungen von Interesse sind. Im Textreduktionsverfahren werden die charakteristischen Elemente der subjektiven Darstellung eines Themas herausgefiltert und kontextualisiert. Das ermöglicht einerseits das Erfassen diverser Aspekte eines Themas innerhalb eines Interviews sowie die vergleichende Darstellung unterschiedlicher Sichtweisen aller InterviewpartnerInnen.

Das Textreduktionsverfahren verlangt folgende Schritte (ebd.:160-161):

- Es beginnt mit der Identifikation eines wichtigen Themas, dem im nächsten Schritt alle weiteren passenden Textstellen zugeordnet werden. Dies wird bei allen Interviews vorgenommen und zusammengetragen.
- Im Anschluss daran werden die wichtigsten Merkmale eines Themas herausgefiltert (welche Aspekte stehen im Zentrum, welchen kommt weniger Bedeutung zu). Es wird außerdem ermittelt, mit welchen anderen Themen diese Aspekte in Zusammenhang stehen. Um die Wichtigkeit eines Themas einschätzen zu können, muss darauf Rücksicht genommen werden, ob der/die ForscherIn das Thema zur Sprache brachte oder ob es von den InterviewpartnerInnen selbst angesprochen wurde.
- Um die Verknüpfungslogik nachzuzeichnen, wird bei relativ offenen Gesprächen auch die Abfolge der Themen analysiert.
- Im nächsten Schritt rückt der Vergleich ins Zentrum. Ermittelt werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den thematischen Darstellungen der InterviewpartnerInnen, um die Facetten eines Themas sichtbar machen zu können.
- Das Zusammenspiel der Themen in den Blick zu nehmen, ist schließlich der letzte Schritt des textreduktionistischen Verfahrens.

5.2 Ergebnisse der qualitativen Studie

5.2.1 Das Praktikum an und für sich

Drei Stränge kennzeichnen die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand „Praktika“ – erstens wird eine Reflexion des allgemeinen Nutzens von Praktika angestellt, zweitens kommen die individuellen Erfahrungen der einzelnen Praktikumssituationen zur Sprache und drittens erfolgt eine Thematisierung des Phänomens „Generation Praktikum“.

Der Nutzen von Praktika

Thematisiert wird der Nutzen von Praktika entweder in Hinblick auf die berufliche Tätigkeit oder der persönlichen Horizont- und Qualifikationserweiterung. Beide Aspekte schließen sich natürlich nicht aus und trotzdem ist zu erkennen, dass es merkliche Tendenzen zur einen oder anderen Zugangsweise gibt. Auffallend ist, dass jene AbsolventInnen, die sich ihrer Berufswünsche und Karrierevorstellungen halbwegs sicher sind, viel eher auf berufliche Nutzenaspekte Bezug nehmen, während die „Unentschlossenen“ die Horizont- und Qualifikationserweiterungsebene in den Vordergrund stellen.

Unter berufliche Gesichtspunkte fällt jene Ansichtsweise, die den Nutzen von Praktika primär darin sieht, die Türen zu bestimmten Unternehmen/Organisationen zu öffnen und so den Weg zum Job zu ebnen. Erhöht ein Praktikum die Jobchancen nicht (weil bereits geschlossene Kontakte oder konkrete Erfahrungen im Unternehmen kein Auswahlkriterium darstellen), so wird ein Praktikum als sinnlos erachtet. Eine sorgfältige Planung und Auswahl ist notwendig, um positive Aspekte eines Praktikums nicht ins Gegenteil umschlagen zu lassen – statt der gewünschten Beschäftigung näher zu kommen, werden Barrieren aufgebaut. Angesprochen werden hier Praktika, welche in Bereichen absolviert werden, die Rückschlüsse auf politische Einstellungen und Lebensanschauungen ermöglichen. Das werde wie ein „Stempel am Hirn“ wahrgenommen, was Jobchancen reduziere: *„Wenn ich zum Beispiel davor ein Praktikum bei Amnesty International mach und dann ins Innenministerium will, ahm, es wäre zumindest eine Frage wert warum“* (Ulrich:325-327).

Bessere Jobchancen durch ein Praktikum sind dann gegeben, wenn es im österreichischen Rahmen absolviert wird. Thematisiert werden in diesem Zusammenhang die Vorteile der österreichischen Verwaltung. Hat man es in eine Organisation geschafft und ist dort nicht „als komplett nutzlos verschrien“ (Ulrich:306), dann bestehen gute Chancen auf eine Anstellung.

Ein zweiter Aspekt, der auch direkt auf die berufliche Zukunft anspricht, ist des „Praktikums für den Lebenslauf“. Weiß man schon im Vorhinein, dass ein Praktikum die Jobchancen im jeweiligen Unternehmen nicht erhöht (was beispielsweise bei vielen internationalen Organisationen der Fall ist), so ist zumindest der Lebenslauf bereichert. Ob es sich dabei um ein „gutes“ Praktikum handelt, ist zweitrangig.

Damit wenig in Einklang zu bringen ist jener Zugang, der den Lerneffekt von Praktika in den Mittelpunkt stellt. Ob Beschäftigungsmöglichkeit oder nicht, ein Praktikum soll den Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten ermöglichen, die im späteren Berufsleben eingesetzt werden können.³⁷

Die Horizonterweiterung ist der letzte Punkt, der vor allem auf den Nutzen hinsichtlich der Einsicht in verschiedene Berufssparten anspricht („hineinschnuppern“). Auf der einen Seite wird dies wirksam, wenn viele verschiedene Interessensgebiete bestehen – vieles soll ausprobiert werden, um schließlich das am besten passende Aufgabenfeld/Berufsbild herauszufiltern. Auf der anderen Seite kommt dieser Aspekt vor allem auch dann zu tragen, wenn Planlosigkeit und Unentschlossenheit vorherrscht und generell erst einmal Anschlusspunkte gesucht werden müssen.

Weniger explizit ausgesprochen, aber doch immer wieder angedeutet, wird die „Pufferfunktion“ des AbsolventInnenpraktikums. Erfolgt noch während des Studiums die Organisation eines Praktikums, welches nach Abschluss begonnen wird, so stellt das für die Befragten eine erhebliche Entlastung dar. Die schwierige Zeit der Jobsuche wird somit entweder (noch) nach hinten verlagert oder aber durch die Praktikumstätigkeit (als einer Form von Beschäftigung) abgefedert.

³⁷ Der Konnex zwischen diesem Punkt und den Rückbezügen zum Studium wird an späterer Stelle herausgearbeitet.

Werden schon während dem Studium Praktika absolviert, so kann das auch zur wissenschaftlichen Weiterentwicklung beitragen. Theoretisches Wissen in der Praxis umgesetzt zu sehen, fördert den „Durchblick“ und weckt tiefer gehendes Interesse: *„Und des is hoid a andere Qualität dann, und du kennst dich dann auch viel besser aus, wenn du do mal mit dabei bist und des in da Realität abcheckst.“* (Evelyn:211-212)

Gibt es die Generation Praktikum?

Sechs der sieben InterviewpartnerInnen haben vom Begriff der Generation Praktikum gehört und interessieren sich unterschiedlich intensiv für die Debatte. Eine Befragte erwähnt vorab, dass sie dieses Interview als willkommene Gelegenheit sieht, sich über diverse Missstände auszulassen, die sie seit längerer Zeit wahrnimmt. Die Mehrheit der Interviewten kommt zur Einschätzung, dass die Praktikumsfrage ein reales Problem darstellt, welches eine große Anzahl an Personen betrifft – Bezugnahmen auf ähnliche Erfahrungen im Freundes- und Bekanntenkreis sind in allen Interviews präsent.

Ob sich die Problematik in Zukunft noch verschärfen könnte, wird unterschiedlich eingeschätzt – einige InterviewpartnerInnen beziehen sich im Zuge negativer Zukunftsszenarien auf Deutschland, wo sie eine gravierendere Situation als in Österreich beobachten. Andere sprechen vom Abflauen der Problematik, was mit der Wahrnehmung rückläufiger Bewerbungen für Praktika argumentiert wird. Einer Interviewpartnerin war der Begriff „Generation Praktikum“ nicht bekannt, was eine von der Mehrheit deutlich abweichende Einschätzungsweise und Handlungsstrategie mit sich brachte, worauf an späterer Stelle eingegangen wird.

Egal wie heftig die Kritik bezüglich Praktika ausfällt (sei es, weil die eigene Erfahrung sehr negativ war oder weil von „ausbeuterischen“ Praktika gehört/gelesen/erzählt wurde), die Notwendigkeit, ein Praktikum zu absolvieren, wird als etwas Unumgängliches angesehen. Unter welchen Bedingungen ein Praktikum nicht gemacht werden würde bzw. ob ein als negativ beurteiltes Praktikum trotzdem noch einmal so wiederholt werden würde, wird in der Extremform als irrelevante Fragestellung empfunden, da keine Wahlfreiheit

wahrgenommen wird. Um einen Job zu bekommen, ist Berufserfahrung vorzuweisen. Praktika gelten daher als wesentlich.

„Es is jo ned so, dass ma a Praktikum mocht, weils so lustig is, weil wann ma sichs aussuchn kann, dann mocht ma jo eh glei an richtigen Job, sondern weil es einfach notwendig is, weil du sonst keinen Job findest. Des is jo des Tragische, dir bleibt jo gar nix anderes über.“ (Olivia:195-198)

Ob kritisch hinterfragt oder nicht, das Absolvieren von Praktika wird als vorherrschende Praxis anerkannt und in die Planung des Weges vom Studium zum Beruf integriert. Treten in der konkreten Praktikumsituation Probleme auf, so greifen die InterviewpartnerInnen aber sehr wohl auch auf individuelle Handlungsmöglichkeiten zurück, was meist den Abbruch des Praktikums bedeutet. Angesichts der geringen bzw. nicht-existenten Bezahlung sahen zwei der Befragten den Abbruch als legitimes Mittel, ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen. Im ersten Fall veranlasste der völlig fehlende Lerneffekt den Abbruch, im zweiten die ständig geforderten Überstunden, die außerdem mit einem schlechten Betriebsklima einhergingen.

„Und des woar daun a da Grund, warum i daun noch fünf Monat scho gsogt hob, i geh, weil oiso aufs Geld waor i ned angewiesen, i brauch dort a von denen kan Job, und des is a, des is ma eigentlich a wurscht, hinter mir die Sintflut vo mir aus. Und, ahm, hob gsogt, des tu ich mir ned nu a sechstes Monat an. Da moch i lieber a Monat Urlaub in Wien als dort zu bleiben“ (Evelyn:118-122).

Je höher der karrieremäßige Status der Praktikumsplätze (im Bereich der Politikwissenschaft sind die „erträumten“ Stellen meist in Internationalen Organisationen angesiedelt), desto begehrt sind die Praktikumsplätze, weshalb sich schon im Vorfeld wenig Spielraum auftut. Die Auswahlverfahren für Praktika ähneln hier jenen, die für reguläre Stellenbesetzungen durchgeführt werden.

Ein Praktikum zu machen ist besser als gar nichts zu tun – diese Ansichtswiese wird von der Mehrheit der InterviewpartnerInnen vertreten. Ist keine fixe Anstellung zu finden, so dient das Praktikum unter anderem dazu, eine zeitliche Lücke im Lebenslauf zu vermeiden, welche von potentiellen ArbeitgeberInnen möglicherweise negativ thematisiert werden könnte. Auch das eigene „Seelenheil“, das durch Untätigkeit aus dem Gleichgewicht geraten würde, wird in diesem Zusammenhang angesprochen.

„Also ich gehör zu den Menschen, die ständig irgendwas machen müssen. Also ich hätte wirklich ja weinen können, wenn ich gar nichts gemacht hätte. Also ich muss was ständig machen. Und ja dieses Praktikum war okay. Es war eine Möglichkeit was zu machen. Also das sieht gut in der Bewerbung aus und ich hab tolle Erfahrungen gemacht, tolle Menschen kennen gelernt. Ja, ich hab einfach die Zeit genutzt um was zu lernen. Und ich hab was gemacht. Ich hab die Motivation gehabt, um aufzustehen und in die Arbeit zu gehen“ (Ute:132-138).

Betont wird weiters der ambivalente Charakter der Praktikumspraxis. Einerseits seien StudentInnen ständig mit der Notwendigkeit von Praktika konfrontiert (im Studium, durch den Freundeskreis oder seitens potentieller ArbeitgeberInnen), andererseits existiert die Befürchtung, dass eine zu große Anzahl an absolvierten Praktika einen negativen Effekt nach sich ziehen könnte.

„Auf der anderen Seite schaut aber grad das dann auch wieder blöd aus [hohe Praktikaaanzahl], weil dann fragen sich die Leute, wenn du dann Bewerbungen schickst natürlich, warum hat der Mensch jetzt da vier Praktika gmacht, aber es nie geschafft zu einer fixen Anstellung. Da muss doch auch irgendwas mit seinem Charakter nicht stimmen“ (Ines:342-345).

Rahmenbedingungen

Die InterviewpartnerInnen absolvierten ihre Praktika nach dem Studium in folgenden Bereichen: in den Institutionen der Europäischen Union, im Bereich Lobbying, in einer wissenschaftliche Forschungseinrichtung, in den Medien und schließlich in einer im Sozialbereich angesiedelten Nichtregierungsorganisation. Die Heterogenität der Praktikumsbereiche entspricht der breiten Palette an Berufen, die beispielsweise im Studienplan als mögliche Berufsfelder genannt werden.³⁸

Die Dauer der AbsolventInnenpraktika variierte zwischen einem und sechs Monaten. Drei der Befragten „praktizierten“ ein halbes Jahr lang – eines der Praktika war unbezahlt, das zweite wurde monatlich mit rund 300 Euro entschädigt und die dritte „Halbjahrespraktikantin“ erhielt eine monatliche Entlohnung von 1000 Euro. Zu beachten ist, dass das unbezahlte halbjährige Praktikum noch während des Studiums stattfand. Alle anderen AbsolventInnenpraktika dauerten ein, zwei oder drei Monate. Von den

³⁸ Volltext Diplomstudienplan - <http://spl.univie.ac.at/index.php?id=10220> (20. November 2008).

ArbeitgeberInnen wurde nichts bzw. lediglich eine Aufwandsentschädigung bezahlt.

Mehrere Praktika absolvierte nach dem Studium nur eine Interviewpartnerin, alle anderen hatten zum Zeitpunkt des Interviews ein einziges AbsolventInnenpraktikum aufzuweisen. In den Blick zu nehmen ist in diesem Zusammenhang, wie lange der Studienabschluss zurück lag und in welcher beruflichen Situation sich die InterviewpartnerInnen gerade befanden.³⁹

Der Antritt des Praktikums erfolgte bei drei InterviewpartnerInnen kurz nach Abschluss des Studiums. Eine Befragte war bereits mehr als ein Jahr lang berufstätig, bevor sie ein Auslandspraktikum in Brüssel begann. Bei einer weiteren Interviewpartnerin lagen fünf Monate zwischen Diplomprüfung und Praktikumsstart – der bereits während dem Studium ausgeübte Nebenjob wurde in dieser Zeit weitergeführt. Das „halbe“ AbsolventInnenpraktikum wurde rund zwei Wochen vor Studienende begonnen und dauerte insgesamt zwei Monate an.

Praktikaalltag

Von lehrreich bis desaströs reicht die Antwortspannbreite, wenn die InterviewpartnerInnen nach ihren Praktikaerfahrungen gefragt werden. Obwohl von Fall zu Fall sehr unterschiedliche Erlebnisse geschildert wurden, weisen die PraktikantInnen doch eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihres Praktikumsalltags auf. Alle Praktika kennzeichnete eine 40h-Arbeitswoche, freie Zeiteinteilung war nicht möglich. Im Gegenteil – bei beinahe allen InterviewpartnerInnen standen Überstunden an der Tagesordnung. Die Mehrheit der Interviewten wurde für das Praktikum entweder nicht bezahlt oder im Sinne einer „Aufwandsentschädigung“ entlohnt, die die Lebenserhaltungskosten nicht gänzlich abdeckte.

Je verantwortungsvoller die Tätigkeit, je mehr „übernommen“ werden kann, desto positiver wird das Praktikum bewertet. Ist das nicht der Fall, so wird negativ geurteilt oder sogar vorzeitig abgebrochen. Es ist den

³⁹ Siehe Kapitel 5, Punkt 5.1.2.

InterviewpartnerInnen wichtig, im Rahmen des Praktikums einen tiefgehenden Einblick in Organisation sowie Arbeitsabläufe zu erhalten.

Als ambivalenter Sachverhalt wird daher auch die Dauer des Praktikums thematisiert. Auf der einen Seite ist die finanzielle Hürde umso größer, je länger ein Praktikum andauert, auf der anderen Seite wird es erst dann als wirklich sinnvoll erachtet, wenn ein tiefer gehender Einblick in Organisation und betriebliche Praxis ermöglicht wird, was die Mehrheit nach einem Monat meist noch nicht als gegeben erachtet: *„Wenn ich jetzt bedenk, wenn ich da nach einem Monat wieder aufgehört hätte, hätt ich einen Schmarrn gwasst. Is einfach so. Weil man viele Sachen erst lernt, wenn man eine gewisse Regelmässigkeit hat“ (Ines:361-363).*

Auffallend ist, dass die beschriebenen Praktika stark divergierende Ausprägungen aufweisen. Einerseits existieren jene, die von den Befragten als vollwertige Stelle eingeschätzt werden – die Arbeit unterscheidet sich in ihren Augen qualitativ gesehen nicht von der Arbeit der KollegInnen. Es handelt sich um verantwortungsvolle Tätigkeiten, deren Ausübung für den fortlaufenden Arbeitsbetrieb notwendig ist. Gearbeitet wird gemäß den in der Organisation üblichen Arbeitszeiten. Diesem Typus stehen jene Praktika gegenüber, die laut InterviewpartnerInnen wenig Einblick in Arbeitsfelder und -abläufe ermöglichen und den Erwerb neuer Fertigkeiten/Kenntnisse nicht zulassen. Genannt werden Tätigkeiten wie Adressenlisten vervollständigen und kopieren, was die Interviewten klar als Unterforderung wahrnehmen.

Ein Praktikum absolviert zu haben, impliziert neben dem rein individuellen Verwertungsaspekt auch immer eine Abgrenzung gegenüber den anderen, der Masse an PolitikwissenschaftabsolventInnen, die auf den Arbeitsmarkt strömen und in ähnlichen Berufsfeldern ihr Glück versuchen. Ein Praktikum wird daher als Möglichkeit angesehen, sich von „08/15-StudentenInnen“ abzuheben und sein „Profil“ zu schärfen: *„Also i denk ma, wenn i ned de Chance ergreif, dann mocht des wer anderer“ (Olga:307-308).*

Dieser Prozess ist aber teilweise mit Schwierigkeiten verbunden – persönlicher Druck, Stress oder Konkurrenzgedanken sind den jungen AbsolventInnen nicht

fremd. Während dem Studium wird eine Art „Zerrissenheit“ wahrgenommen, die mit der Frage in Verbindung steht, ob eine Konzentration auf das Studium (in der Folge „schnelles“ Studieren) oder der Erwerb von Berufserfahrung (in Form von für das Studium „relevanten“ Nebenjobs oder Praktika) angestrebt werden sollte. Leistungsdruck entsteht außerdem durch den Vergleich mit sehr aktiven StudentInnen, die viele Praktika im Lebenslauf anführen können.

„Weil es wird dir jo a überall gsogt, jo du muaßt scho während dem Studium schau und jeder sogt des. Am Besten natürlich scho arbeiten neben Studium und sonst host sowieso ka Chance und des und dos. Wenns noch dem geht, hob i vielleicht a bissl zu spät anfangt. Oba irgendwie i hob mi so aufs Studium konzentriert, i hätt ned den Nerv ghobt, dass i mi do wirklich vorher drum kümmer“ (Anna:430-434).

In der Praktikumssituation selbst werden Konkurrenzverhältnisse auf zweierlei Weise wirksam. Einerseits zwischen PraktikantInnen und regulär Beschäftigten, andererseits zwischen PraktikantInnen untereinander. Erstere Konfliktsituation wird folgendermaßen sehr treffend beschrieben: *„Solang du Praktikantin in irgendeiner Firma oder Organisation bist, jo liab und nett und supa. Oba sobald sie merken, de kunnt am Kuchen daun mitessen oder so, daun wird’s happig“ (Olga:311-313).*

Zwischen den PraktikantInnen selbst entsteht Konkurrenz grundsätzlich eher dann, wenn sehr konkrete Jobchancen gesehen werden, weil im Vorfeld eine mögliche Fixanstellung thematisiert wurde, um die sich in der Folge mehrere PraktikantInnen „streiten“.

„[...] Praktikanten hoben hoid um diese eine Traineeestelle gematcht, was stimmungsmässig natürlich furchtbar war. Und des hot ma dort in der Firma a genau gewusst und teilweise a ausgenutzt, [...] do is ka Kollegschaft entstanden, und damit a ka Rebellion gegen die Chefs oben“ (Evelyn:154-157).

Generell werden Konkurrenzkämpfe häufig im Zusammenhang mit Tätigkeiten in den Institutionen der Europäischen Union und diversen Internationalen Organisationen angesprochen. Die Anzahl an PraktikantInnen, die dort auf der Suche nach einer Beschäftigung sind und dazu aktives Networking betreiben, wird als unüberschaubar angesehen.

5.2.2 Studium-Praktikum-Beruf: Interaktionen

Die Erwartungen und Erfahrungen rund um das Praktikum werden von den InterviewpartnerInnen stets in Reflexionen über das Politikwissenschaftsstudium sowie berufliche Vorstellungen (bzw. erste berufliche Erfahrungen) eingebettet. Wie diese Sphären miteinander interagieren, wird in der Folge dargestellt.

Networking – kein Job ohne Kontakte?

Ein dominantes Thema in allen Interviews ist „Networking“. Der allgemeine Tenor geht davon aus, dass es unmöglich ist, ohne ein gutes Netz an Kontakten einen Job zu finden. Es wird darauf hingewiesen, dass es sich dabei nicht nur um das Sammeln von Visitenkarten handelt. Damit Bekanntschaften bei der Jobsuche hilfreich werden können, muss die Beziehung gepflegt werden. Nicht die Anzahl der Personen im Netzwerk ist wichtig, sondern viel eher die Qualität der Beziehungen. Netzwerke dieser Art helfen, da dort viele Jobangebote zirkulieren, die entweder gar nicht oder erst später ausgeschrieben werden. Findet man sich daher in einem E-Mail-Verteiler wieder, so ist ein wichtiger Startvorteil gegeben. Ohne eine Weiterempfehlung zu einem Job zu gelangen, wird als sehr schwierig erachtet. Praktika bieten daher eine gute Gelegenheit, sich ein Netzwerk aufzubauen – je weniger „wichtige“ Personen man von vornherein kennt, desto bedeutender werden Praktika.

Hingewiesen wird hier also darauf, dass Praktika insbesondere jenen Personen eine gute Möglichkeit zum Aufbau von Beziehungen bieten, deren Verwandten- und Bekanntenkreis nicht bei der Jobsuche nachhelfen kann (Stichwort „Freunderlwirtschaft“). Es wird mit Stolz angemerkt, dass man es selbst geschafft hat, sich ein Netzwerk zu schaffen oder beispielsweise auch ein Praktikum zu organisieren:

„Also jetzt zum Beispiel mein Vater hat das fix angenommen, dass ich den Posten bei der EU nur kriegt hob über unsern Bürgermeister [...]. Und i hob daun do irgendwie eingelenkt, weil ich ghört hab wie mein Vater das irgendwem erzählt hat -,Über den Bürgermeister hats den Posten kriegt‘. Ich – ,Hallo, nix da connections Bürgermeister, selber qualifiziert“ (Ines:263-269).

Allerdings wurde in diesem Zusammenhang auch eine Stellungnahme formuliert, die das Ganze von einem anderen Blickwinkel aus betrachtet. Kontakte, die über das Praktikum geknüpft wurden und in der Folge zu einem Job führen, werden dabei genauso unter dem Oberbegriff der „Freunderlwirtschaft“ subsumiert und abgelehnt. Es wird hier ein Widerspruch wahrgenommen zwischen der (zumindest theoretisch) proklamierten Leistungsgesellschaft und der realen Praxis: „[...] *daun nehmans oba ned den Besten, sondern schieben wieda irgendwen eini, der wos vielleicht, keine Ahnung, nur weil den hoid irgendwer kennt*“ (Anna:405-407).

Obwohl beinahe alle Interviewten auf die Bedeutung des Networkings zu sprechen kommen, wird auf sehr unterschiedliche Arten damit umgegangen. Eine Zugangsweise ist die völlige Akzeptanz dieser Praxis, die als Chance verstanden und genutzt wird. Thematisiert wird hier vordergründig, auf welche Art und Weise hilfreiche Kontakte hergestellt werden können:

„Es gibt in jeder Organisation, oder in sehr vielen Organisationen, irgendwelche so ältere, sind großteils Herren muss ma dazusagen, so 50+, die halt dann noch ihre Zeit absitzen oder früher schon einmal irgendwo eine tolle Funktion ghabt haben und jetzt halt auf die Pension warten, ahm und die durchaus sehr redselig sind [...] und des is durchaus ratsam, sich an solche zu halten, mit denen mal Mittagessen zu gehen“(Ulrich:350-355).

Aus einer zweiten Perspektive betrachtet, wird Networking als eine Praxis angesehen, an die man sich erst gewöhnen muss, die durchaus auch als Überwindung betrachtet wird. Da es im Hinblick auf berufliches Weiterkommen aber als Notwendigkeit angesehen wird, „zwingt“ man sich zu entsprechendem Verhalten, auch wenn es anfangs eher skeptisch betrachtet wurde:

„Des hob i Gott sei Dank relativ schnell, oiso i bin ned, i woar jetzt früher überhaupt ned so der Networkingtyp, oba Gott sei Dank hob i des relativ schnell daun überrissen, dass des amoi ausschlaggebend sein wird“(Evelyn:620-622).

Ein dritter und letzter Zugang lehnt die Praxis des Networkings schlichtweg ab. Es wird als etwas Lästiges empfunden, als „*anbiedern*“ (Anna:408), dem man sich nicht unterwerfen möchte. Ein bewusstes Zurückgreifen auf Kontakte während der Jobsuche findet nicht statt. Zwanghaft ein Netzwerk aufzubauen, nur weil dies der gängigen Praxis entspricht, wird hier verweigert und zwar weil

es einerseits nicht mit den Prinzipien der Interviewten übereinstimmt (es wird im Rahmen von „Freunderlwirtschaft/Schieberei“ (Anna:404) thematisiert, was bei der Interviewpartnerin stark negative Gefühle hervorruft), und andererseits in Konflikt mit persönlich präferierten Verhaltensweisen kommt, denen das „Einschmeicheln“ nicht zuzurechnen ist.

Das Bild vom Studium

Wird von Praktikumsalltag und Jobsuche erzählt, so finden sich immer Rückbezüge auf das Studium. Ausgangspunkt sind zwei verschiedene Zugänge, die sich wesentlich voneinander unterscheiden. Die erste Herangehensweise, die von der Mehrheit der InterviewpartnerInnen vertreten wird, stellt eine enge Verbindung zwischen Studium und Beruf her. Eine präzise Fragestellung ist hier, inwieweit es das Studium schafft, eine gute Qualifikation für den Start ins Berufsleben zu bieten. Der zweite Zugang trennt Studium und Beruf zwar nicht, doch beide „Lebensabschnitte“ werden als relativ autonom betrachtet, Rückbezüge kommen weniger vor und haben keinen „analytischen“ Charakter.

Jene InterviewpartnerInnen, die einen starken Konnex zwischen Studium und Beruf herstellen, äußern positive wie negative Meinungen. In einer sehr kritischen Auseinandersetzung wird darauf verwiesen, dass es im Studium keinerlei Möglichkeit gab, praxisrelevante Fertigkeiten zu erlernen. Das wird als bedeutender Nachteil erlebt und mündet in große Enttäuschung über das Politikwissenschaftstudium. Praktika sind daher unumgänglich, um dieses Versäumnis aufzuholen:

„I man, in unsem Studium, es is jo toll, du denkst an gaunzn Tag über Gott und die Welt noch und denkst irgendwaun, jo, jetzt wüßt i eigentlich wies wirklich gang, oba in da Arbeitspraxis, du lernst jo im Studium nix, wos da wirklich in da Arbeit wos bringt, oiso so richtige Fertigkeiten. Wir kinnan jo nix nochm Studium, außa a weng bled reden“ (Olivia:58-62).

Wird auf positive Aspekte des Studiums Bezug genommen, so kreisen die Äußerungen meist um die Schwerpunktmodule des zweiten Abschnittes. Diese werden als Möglichkeit der Spezialisierung und Qualifizierung erachtet und sollen auch im Hinblick auf den Job so genutzt werden. Durch diese Schwerpunkte und die zusätzliche Möglichkeit, die erforderten 48h Wahlfächer auch in einem

bestimmten Gebiet anzusiedeln, kann ein Interessensgebiet stark vertieft werden, was sich auf die Jobsuche förderlich auswirkt. Weniger auf die realen Qualifikationen/Schwerpunkte, als schlichtweg auf die Möglichkeit, durch das Absolvieren gewisser Module „etwas“ in den Lebenslauf und in die Bewerbung schreiben zu können, wird ebenfalls hingewiesen: *„Man muss zumindest, es soll zumindest den Anschein haben im Lebenslauf, als würde man irgendwas Handfestes können. Und zumindest mit dem Thema EU oder Policy Analyse oder so irgendwas, da kann ma zumindest irgendwie sagen, naja, das is was. Ich weiß wie die EU funktioniert“ (Ulrich:569-572).*

Werden Studium und Beruf als relativ getrennte Sphären betrachtet, so fallen die Rückbezüge unter anderem deswegen positiver aus, weil das Studium nicht für die Schwierigkeiten bei der Jobsuche verantwortlich gemacht wird. Das Politikwissenschaftstudium wird als ideal dafür empfunden, sich ein breites Allgemeinwissen anzueignen, was durch die vermittelten Inhalte gut gelingt.

Jobsuche, Berufseinstieg – Ist-Zustand, Strategien und Erfahrungen

Zum Zeitpunkt der Interviews waren zwei der Befragten in einem Vollzeitverhältnis (in der öffentlichen Verwaltung bzw. im parteipolitischen Bereich auf Landesebene); eine Interviewpartnerin arbeitete auf Teilzeitbasis (ebenfalls im politiknahen Bereich der Legislative) und war außerdem an der Universität angestellt; eine weitere Befragte trat kurze Zeit nach dem Interview eine befristete Teilzeitstelle in Deutschland an (im Medienbereich); eine fünfte Befragte befand sich gerade auf Jobsuche; die sechste Gesprächspartnerin hatte sich in einem politikfernen Bereich selbstständig gemacht und die letzte Befragte befand sich noch im Studium.

Die Zeit zwischen Praktikum und den ersten beruflichen Erfahrungen der InterviewpartnerInnen bewegt sich meist zwischen einem und drei Monaten. Rücksicht zu nehmen ist hier natürlich auf den größeren Kontext, ohne den diese Feststellung wenig Sinn macht. Wichtig ist beispielsweise, welche Jobs ausgeübt werden (entsprechen sie dem Qualifikationsniveau), ob es sich um befristete oder unbefristete Beschäftigung handelt, ob Vollzeit, Teilzeit oder geringfügig gearbeitet wird und - um auf die subjektiven Sichtweisen zurück zu kommen -

ob die InterviewpartnerInnen selbst ihre Tätigkeiten als „richtige“ Jobs betrachten.

Für die Mehrheit jener InterviewpartnerInnen, die bereits über einige Erfahrung hinsichtlich Job/Jobsuche/Jobangebote zu berichten hatten (weil zum Zeitpunkt des Interviews der Studienabschluss schon längere Zeit zurücklag), waren insbesondere zu Beginn befristete Beschäftigungen (zusätzlich dazu: Teilzeit) und Projektarbeiten mittels Werkvertrag maßgebend. Es handelte sich dabei tendenziell um Tätigkeiten, die dem Qualifikationsniveau entsprechen (z.B. Evaluierungsarbeiten oder Mitarbeit bei wissenschaftlichen Projekten), wenn auch in einzelnen Fällen andere Erfahrungen gemacht wurden. Als „richtige“ Jobs werden befristete Beschäftigungen kaum angesehen, was in erster Linie darauf zurückzuführen ist, dass keine längerfristige Planung möglich ist:

„Auch noch dem Titel hob ich so so halb qualifizierte Sachen [gemacht] und halb auch wieder weiter gekellnert. Also das war ned so, da wird man fertig und dann kommen die tollen Sachen. Überhaupt ned. Ich hob als Magister sogar nu in einer Fabrik gearbeitet. Also ja, die schöne neue Arbeitswelt [lachen]“ (Olivia:140-143).

Die aktive Jobsuche begann die Mehrheit der Befragten nach Abschluss des Studiums. Nur ein Interviewpartner widmete sich bereits drei Monate vor Studienende dem Schreiben von Bewerbungen. Worin alle InterviewpartnerInnen ein Problem sehen, ist die hohe BewerberInnenzahl, die auf ein Stellenangebot trifft. Angesichts der hohen Zahl werden die eigenen Chancen als äußerst gering angesehen. Weiters wird darauf aufmerksam gemacht, dass es in vielen Fällen sinnlos ist, (Initiativ)-Bewerbungen an Personalabteilungen zu richten, da diese oftmals keine Entscheidungsmacht innehaben und nur Verwaltungszwecke erfüllen. Erfolgversprechender sind Bewerbungen, die direkt an Zuständige der jeweiligen Abteilungen gerichtet werden. Dieses Wissen fehlt allerdings vielen Jobsuchenden, weshalb auf die Wichtigkeit von Kontakten verwiesen wird (vgl. Networking).

Nur in einem Fall ergab sich nach Abschluss des AbsolventInnenpraktikums ein Job, der allerdings laut Interviewpartnerin aufgrund fehlender finanzieller Mittel nur ein Monat lang ausgeübt werden konnte. Zwei weiteren InterviewpartnerInnen ermöglichten bzw. erleichterten Kontakte, die sie bereits

während der Studienzeit im Rahmen eines Praktikums geknüpft hatten, den dortigen Jobeintritt.

5.2.3 Schwierigkeiten – Hürden - Hindernisse

Zwischen Studium und den ersten beruflichen Erfahrungen sehen sich die InterviewpartnerInnen mit diversen Problemen konfrontiert, die klar über die Praktikumsphase hinausgehen. Im Zuge der Thematisierung wird der Begriff „Generation Praktikum“ herangezogen und in einen breiten Kontext (z.B. prekäre Beschäftigung im Allgemeinen) eingebettet. Problemlagen werden einerseits auf individueller Ebene besprochen, andererseits finden sich auch allgemeine, abstrahierte Zugänge - besonders jene Personen, die die mediale Debatte selbst mitverfolgt haben, bringen vermehrt Aspekte zur Sprache, die nicht zwingend mit der eigenen Erfahrung korrelieren müssen, sondern eher einer Gesamtsicht des Phänomens entspringen.

Finanzielle Lage

Obwohl sehr unterschiedliche Ausgangssituationen, finden alle InterviewpartnerInnen Wege, das Praktikum ohne größere Schwierigkeiten zu finanzieren - sei es, weil die kurze Dauer keine große finanzielle Hürde darstellt, das Praktikum ausreichend entlohnt wird, das AMS Förderung gewährt, Ersparnis zur Verfügung steht, ein Nebenjob ausgeführt wird und/oder die Eltern einen gewissen Betrag beisteuern.

Auffallend ist, dass die Mehrheit der Befragten in der Praktikumsphase von den Eltern unterstützt wird. Es handelt sich dabei in erster Linie um eine partielle Unterstützung, die die geringe Entlohnung des Praktikums ausgleichen soll. Muss Ersparnis herangezogen werden, so fällt die Kosten-Nutzen-Abwägung stärker ins Gewicht, als wenn die Eltern zur Finanzierung beitragen.

Schwierigkeiten im Zusammenhang mit der Finanzierung des Praktikums beziehen sich eher auf einzelne, untergeordnete Aspekte, als auf die generelle Leistbarkeit. Angesprochen werden hier insbesondere Probleme mit dem AMS (Arbeitsmarktservice), das im Rahmen des Arbeitstrainings, finanzielle

Unterstützung für AbsolventInnenpraktika bietet. Zwei der InterviewpartnerInnen nutzten diese Möglichkeit zur Teilfinanzierung ihres Praktikums - beide waren mit Schwierigkeiten konfrontiert. Thematisiert wird zum einen, dass die Höhe der Förderung unter dem Betrag lag, den Personen aus dem Bekanntenkreis zuvor erhalten hatten, zum anderen wird auf die Intransparenz bei der Gewährung hingewiesen.

„Da muaßt ganz zufällig draufkumma und des Tolle is, wenn du nämlich dann beim AMS anrufst, do drucken sie so laung umadam, es steht a nirgends wo auf ana Homepage oder so, des soll jo eher geheim gehalten werden, weil des is ja alles ned so ganz offiziell oder waß i ned, wos do wirklich bei denen abläuft“ (Olivia:40-43).

Abgesehen von der Erwähnung solcher Zwischenfälle stehen in der Auseinandersetzung mit der eigenen Praktika-Geschichte finanzielle Aspekte mehrheitlich nicht im Vordergrund. Da die InterviewpartnerInnen Praktika als Notwendigkeit ansehen, „müssen“ sie einen Weg finden, diese auch zu finanzieren. Hinzuweisen ist an dieser Stelle noch einmal darauf, dass zum Zeitpunkt des Interviews nur eine Befragte mehr als ein AbsolventInnenpraktikum absolviert hatte. Im Falle dieser Interviewpartnerin spielt die finanzielle Belastung folglich eine weitaus größere Rolle. Auf allgemeiner Ebene wird von ihr schließlich auch die sozial selektive Wirkung von Praktika bzw. der Notwendigkeit des Absolvierens von Praktika thematisiert.

„Jo guad, es gibt Familien do is des selbstverständlich, oba i denk ma hoid, dass des mit de Studiengebührn, jo hin und her, oba die Selektion, die soziale Selektion, die findet daun genauso nochm Studium stott. Weil entweder du kaunst das leisten, dass du daun zwa bis drei Jahr unbezahlt Praktika mochst, wos oba Voraussetzung is, weil du brauchst einfach an gscheiden Lebenslauf, weil waunst in deim Lebenslauf drinnen stehn host, jo studiert, jo guad, hama eh olle, do brauchst du wos was i wiewü Erfahrungen und daun host vielleicht amoi a Chance“ (Olivia:118-124).

Bedeutend ist daher, dass das Praktikum als zeitlich begrenzte Beschäftigung konzipiert und wahrgenommen wird. Es ist absehbar, für welchen Zeitraum und in welchem Ausmaß finanzielle Mittel nötig sind. Viele Praktika müssen lange im Voraus organisiert werden, wodurch auch ausreichend Zeit für die Planung finanzieller Aspekte bleibt.

Viel problematischer als die Phase des Praktikums, die immerhin klare Konturen hinsichtlich Dauer und Bezahlung aufweist, schätzen die InterviewpartnerInnen die ungewisse Zeit danach ein, die weniger einfach geplant und durchkalkuliert werden kann.

Unsicherheit - wann beginnt das „echte Leben“?

Mit unterschiedlich langen Phasen der Unsicherheit, in denen keiner Beschäftigung nachgegangen oder auf kurze Zeit befristete Tätigkeiten ausgeübt wurden und die berufliche Zukunft noch ungewiss ist, waren alle InterviewpartnerInnen konfrontiert. Im Zuge der Beschreibung dieser Situation wird auf die Unmöglichkeit der Planung und die finanzielle Abhängigkeit hingewiesen.

Mehrmals wird im Vergleich mit der erwerbstätigen Bevölkerung auf die fehlenden finanziellen Möglichkeiten hingewiesen. Thematisiert wird eine als paradox wahrgenommene Situation – man sieht sich zwar schon lange als Erwachsene/r, hat aber trotzdem nicht das Gefühl, auf eigenen Beinen stehen zu können. Hier spielen vor allem materielle Bedürfnisse eine Rolle, die einem entweder noch verwehrt bleiben oder aber nur mittels Unterstützung Dritter möglich werden:

„Man kann sich alle Sochn, die die ganzen arbeitenden Menschen hobn, die sich selber a Wohnung, a Auto leisten kinnan, die sich selber finanzieren und a richtiges Leben hobn, des hot ma lang ned, obwohl ma scho lang erwochsn is. Und do kommen hoid dann scho so Zweifel, irgendwie, ob des wirklich so richtig is, weil, ma is scho längst startbereit und scho längst fertig, oba irgendwie nu ned, is des nu ned in Sicht, dass ma dann a mal wirklich a echtes Leben hot“ (Olivia:302-307).

Es bleibt eine Abhängigkeit wirksam, die die InterviewpartnerInnen ab einem gewissen Zeitpunkt (tendenziell nach Abschluss des Praktikums) als problematisch erachten und besser früher als später beendet sehen möchten. Meist sind es die Eltern, die weiterhin finanzielle Unterstützung gewähren. Wenn es darum geht, sich über schlechte Zeiten hinwegzuhelfen, wird aber auch der/die PartnerIn genannt.

„Also do hob i sich a Glück mit meinen Eltern und jo eben, wenn du natürlich in ana Partnerschaft bist, kaunst da vielleicht a gegenseitig über schlechte Zeiten hinweghelfen [lachen]. Aber abhängig mochen wü i mi jo a ned unbedingt. Also eigentlich überhaupt ned“ (Anna:465-467).

Konsequenz der Unsicherheit ist weiters die Unmöglichkeit einer Zukunftsplanung. Zwar sprechen die InterviewpartnerInnen davon, dass kurzfristige, oft wechselnde Tätigkeiten für einen jungen Menschen interessant sein können, weisen aber gleich im nächsten Moment auf den Nachteil der schwierigen Planbarkeit hin – thematisiert wird hier die Wahl des Wohnsitzes (InterviewpartnerInnen aus den Bundesländern erwägen, ob sie wieder zurück gehen oder aber in Wien bleiben sollen) genauso wie die zeitliche Verzögerung der Familiengründung.

Verantwortlichkeit

Über unterschiedlichste Theorien (individueller und struktureller Art) verfügen die InterviewpartnerInnen, wenn die Herkunft diverser Probleme rund um Praktikum und Berufseinstieg zum Thema wird.

Eine Herangehensweise identifiziert die AkteurInnen selbst als die Hauptverantwortlichen für Einstiegsschwierigkeiten. Im Bezug auf Praktika wird darauf verwiesen, dass diese oft sehr lange im Voraus organisiert werden müssen. Viele StudentInnen kümmern sich zu spät darum, weshalb ihnen gute Praktikaplätze und somit Berufserfahrung und Kontakte verwehrt bleiben. Als besonderes gravierendes Problem wird die Unschlüssigkeit mancher AbsolventInnen wahrgenommen: *„Weil einige wollen daraus a eigene Dissertation machen zum Thema ‚Was will ich werden und wie will ich mein Leben weiter gestalten?‘“ (Ulrich:441-443).* Diese Unentschlossenheit bewirkt eine Blindheit gegenüber so manchen Chancen, die sich beispielsweise über Networking ergeben könnten.

Als selbst verantwortlich für ihre Schwierigkeiten beim Jobeinstieg werden AbsolventInnen auch aus einer anderen Perspektive heraus angesehen. Bereits bei der Wahl des Politikwissenschaft-Studiums sollte jeder Person klar sein, dass der Jobeinstieg kein leichter sein wird: *„Ich glaube man weiß von Anfang an,*

dass das ein total unpraktisches Studium ist. Mit diesem Studium kann man nicht viel anfangen" (Ute:250-252).

Bezieht sich das erste Argument stark auf die individuelle Herangehensweise bezüglich der Planung (z.B. eines Praktikums) und des persönlichen Verhaltens (z.B. Entschlossenheit, Bereitschaft zum Kontakte knüpfen), spricht zweiteres lediglich auf die einmal getroffene Studienwahl an, die Schwierigkeiten mit sich bringen kann. Dieser Zugang impliziert in diesem Fall allerdings kein negatives Studienbild, da generell nur rudimentäre Verknüpfungen zwischen Studium und Beruf hergestellt werden (vgl. Abschnitt über Bild vom Studium).

Der zweite Zugang geht von der individuellen Ebene ab und setzt sich mit der Verantwortlichkeit der Praktika anbietenden Organisationen/Unternehmen auseinander. Wahrgenommen wird, dass PraktikantInnen in den letzten Jahren immer weniger zum Zweck der Rekrutierung neuer MitarbeiterInnen eingestellt werden, sondern viel eher in Form von PraktikantInnenrädern das Einsparen regulärer Arbeitsplätze ermöglichen sollen. Dadurch haben sich für viele AbsolventInnen Schwierigkeiten aufgetan, die der Gesetzgeber ignoriert, da Jugendliche im Vergleich zur Wirtschaft eine zu wenig starke Lobby haben. Verbunden ist diese Sichtweise mit der Feststellung, dass das „neoliberale Tralala" (Olivia:336) und der Trend „alles dem Wirtschaftlichen zu unterwerfen" (Anna:454) immer extremer werde.

Desillusionierung

Insbesondere im Rahmen der Jobsuche, aber auch in der Praktikumssituation, sehen sich manche InterviewpartnerInnen mit Momenten der Desillusionierung konfrontiert, die bis zu diesem Zeitpunkt eher abstrakten Charakter hatten und nicht direkt mit der eigenen Situation in Beziehung gesetzt worden waren.

Hingewiesen wird auf die Beobachtung eines stetig sinkenden Stellenwerts des Magister/Magistra-Titels, der, insofern keine Zusatzqualifikationen aufzuweisen sind, in der Arbeitswelt nichts Besonderes mehr darstellt. Bestätigung findet diese Einschätzung in der Wahrnehmung einer Stellenbesetzungspraxis, die zur Einstellung überqualifizierten Personals tendiert: „Für jeden blöden Bürojob

quasi, setzen sie schon irgendeinen Magister von, was weiß ich, Wirtschaftswissenschaften, hin und im Endeffekt könnt das jeder andere auch, mit Matura" (Anna:422-424).

In diesem Zusammenhang wird davon ausgegangen, dass viele AbsolventInnen zwar das nötige Potential für die Ausübung diverser Jobs besitzen, dieses aber nicht entfalten können, da aufgrund der hohen Qualifikationsanforderungen mehrheitlich Personen zum Zug kommen, die bereits über diverse Zusatzqualifikationen und langjährige Erfahrung verfügen.

Doch auch weiterführende Ausbildungen, bei denen oft *„ned für die Ausbildung, sondern für den Namen im Lebenslauf" (Olivia:169-170)* bezahlt wird, werden kritisch betrachtet. So beobachtete eine Interviewpartnerin im Rahmen ihres Praktikums, dass eine noch so renommierte und (folglich meist teure) Ausbildung kein Garant mehr für einen sicheren Job und entsprechendes Einkommen ist:

„Ja, die DAK [Diplomatische Akademie] ist zwar sauteuer, aber wenn man da das Sparbuch investiert, das bringt es voll, weil da kriegt man schon im ersten Berufsjahr das wieder dreimal zurück an Gehalt, was man da in die Ausbildung investiert hat. Schmarrn, weil sonst würd ja zum Beispiel nicht der eine Kollege jetzt um 500 Euro da in Wien arbeiten" (Ines:307-311).

Eine Interviewpartnerin geht davon aus, dass ein Praktikum für viele StudentInnen erstmals eingehenden Einblick in die Realität der Arbeitswelt bietet. Das ist ihrer Meinung nach schließlich der Moment, in der die Vorstellungen der vielen *„Träumer" (Olivia:381)*, die im Politikwissenschaftsstudium in hoher Konzentration vorzufinden sind, auf die desillusionierenden Bedingungen der Praxis treffen.

6) CONCLUSIO

Das letzte Kapitel dieser Arbeit widmet sich auf zweierlei Weise der Verknüpfung von Theorie und Empirie – zum einen werden die Ergebnisse der empirischen Studie anhand der Dimensionen von Prekarität (Kapitel 2) analysiert, zum anderen finden die Dispositionen des Habitus in Form einer Typenbildung ihre praktische Anwendung.

6.1 Praktikum und Prekarität

In die Forschungsliteratur zu prekärer Beschäftigung hat das Praktikum nur in Form kurzer Erwähnungen Eingang gefunden. Anzunehmen ist, dass dies auf die schwere Erfassbarkeit zurückzuführen ist – einerseits fehlen repräsentative Daten, die die medialen (Schreck-)Berichte untermauern, andererseits sind die Praktika selbst so heterogen (Inhalt, Dauer, Entlohnung), dass eine Verallgemeinerung oder Kategorisierung schwer möglich ist.

Das für diese Arbeit erhobene Material bietet nun die Möglichkeit, sich damit auseinanderzusetzen, auf welche Art und Weise die Dimensionen der Prekarität in den geschilderten Praktikumssituationen wirksam werden, in welchem Zusammenhang sie thematisiert werden und welcher Stellenwert den einzelnen Punkten beigemessen wird.

- Reproduktiv-materielle Dimension

Für die Mehrheit der Befragten stellt das Praktikum aufgrund der nicht vorhandenen oder geringen Vergütung keine existenzsichernde Tätigkeit dar. Alle InterviewpartnerInnen haben aber ein Praktikum abgeschlossen - sie fanden folglich auch einen Weg der Finanzierung (meist durch Unterstützung der Eltern, Ersparnisse oder Nebenjobs), der, insofern es bei einem AbsolventInnenpraktikum bleibt, nicht als große Schwierigkeit thematisiert wurde.

Als problematisch wird die finanzielle Belastung des Praktikums nur dann eingeschätzt, wenn dieses stark von den individuellen Erwartungen abweicht oder als Tätigkeit entlarvt wird, die einem versteckten Arbeitsverhältnis

gleichkommt. Zu einer Infragestellung der generellen Sinnhaftigkeit des Praktikums kommt es im ersten Fall, bei dem die geringe Entlohnung auf einen fehlenden Lerneffekt trifft. Im zweiten Fall erfährt die Ausübung einer als verantwortungsvoll und für den Arbeitsbetrieb notwendig erachteten Tätigkeit zwar hinsichtlich des Sammelns von Erfahrungen positive Bewertung, die inadäquate Bezahlung wird aber umso negativer wahrgenommen.

Generell gilt: erfüllt das Praktikum den Nutzen, den sich die InterviewpartnerInnen versprechen, so tritt die Bezahlung in den Hintergrund. Sobald Erwartungen enttäuscht werden bzw. eine Situation der „Ausbeutung“ wahrgenommen wird, kommt es zu einem viel stärkeren Beklagen der schlechten Bezahlung.

- Sozial-kommunikative Dimension

Wird die Integration in soziale Netze des Arbeitsplatzes thematisiert, kommen mehrheitlich problembehaftete Situationen zur Sprache. Man sieht sich mit Situationen konfrontiert, in denen reguläre MitarbeiterInnen wenig Initiative zur Integration der PraktikantInnen zeigen. Obwohl das den AbsolventInnen in der jeweiligen Praktikumsituation Schwierigkeiten bereitet, wird Verständnis für das fehlende Eingehen auf die eigene Person aufgebracht – insbesondere aufgrund der kurzen Dauer der Anwesenheit wird das Verhalten der KollegInnen als gerechtfertigt betrachtet.

Wird in einem Bereich gearbeitet, wo sehr viele PraktikantInnen zusammenkommen (z.B. Institutionen der EU), so formen diese meist untereinander soziale Netze, die auf der einen Seite als große Bereicherung des Arbeitsalltages wahrgenommen werden, auf der anderen unter dem Aspekt der Konkurrenz betrachtet werden.

Einen besonderen großen Stellenwert nimmt dieser Punkt im Rahmen der Interviews nicht ein. Wichtiger als die Integration in soziale Netzwerke scheint den InterviewpartnerInnen die Betreuung, die meist auf eine Person beschränkt bleibt.

- Status- und Anerkennungsdimension

Eine mit der Tätigkeit verbundene anerkannte gesellschaftliche Positionierung sehen die InterviewpartnerInnen durch das Praktikum nicht gegeben. Da es sich nur um eine begrenzte und obendrein nicht-existenzsichernde Tätigkeit handelt, wird das Praktikum einzig als notwendiger Schritt in Richtung eines anerkannten und angemessenen Jobs angesehen. Da den AbsolventInnenpraktika kaum reguläre Beschäftigungen im selben Unternehmen folgen, ist Unsicherheit weiterhin gegeben – eine gesellschaftliche Positionierung ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht gegeben und wird auch nicht als Funktion eines Praktikums angesehen. In welchen Bereichen die InterviewpartnerInnen Fuß fassen möchten, wird natürlich bereits durch die Auswahl der Praktika ersichtlich, die im Bezug auf Status und Anerkennung (z.B. Prestige, Verdienstmöglichkeiten) auf unterschiedlichen Ebenen anzusiedeln sind (z.B. Europäische Union und NGO im Frauenbereich)

- Arbeitsinhaltliche Dimension

Sinnverlust oder krankhafte Überidentifikation mit der Tätigkeit werden von den InterviewpartnerInnen im Hinblick auf ihre Praktikaerfahrungen mehrmals geäußert. Illustrativ für die Wahrnehmung eines Sinnverlusts ist die Situation, in der sich mehrere PraktikantInnen gezwungen sehen, sich über den Zeitraum von einer Woche eine Arbeit zu teilen, die grundsätzlich von einer einzigen Person erledigt werden könnte. Bietet das Praktikum keine Möglichkeit des Lernens, keinerlei persönliche Herausforderung, so wird die Sinnhaftigkeit schnell in Frage gestellt. Auf der anderen Seite wird auch eine Überidentifikation mit der Arbeit wirksam und zwar dann, wenn den AbsolventInnen im Rahmen ihres Praktikums verantwortungsvolle Tätigkeiten überantwortet werden, deren Bearbeitung beispielsweise auch das Leisten von zahlreichen Überstunden verlangt. Mit dem Wissen, dass es sich um einen begrenzten Zeitraum handelt, können die betroffenen InterviewpartnerInnen mit dieser Situation aber umgehen.

Diese Dimension nimmt in den Ausführungen der InterviewpartnerInnen viel Platz ein – schließlich wird auch der Nutzen von Praktika sehr stark mit Arbeitsinhalten in Verbindung gebracht.

- Rechtlich-institutionelle Partizipationsebene

Die mit der Tätigkeit verbundenen sozialen Absicherungen und arbeitsrechtlichen Bestimmungen werden von den InterviewpartnerInnen nicht thematisiert. Zurückzuführen ist dies möglicherweise wieder auf den zeitlich begrenzten (Übergangs-)Charakter des Praktikums, der diese Fragen vorerst noch in den Hintergrund rücken lässt.

6.2 Dispositionen des Habitus

Um zu verstehen welche Positionen die InterviewpartnerInnen auf dem (Spiel-) Feld des AkademikerInnen-Arbeitsmarktes beziehen, wie sie zu diesen kommen und welche Taktiken dabei wirksam werden, sind schließlich wiederum Habitus und Kapital in den Blick zu nehmen.

Betrachtet man das institutionalisierte Kulturkapital (Bildungstitel) als eine der wichtigsten Kapitalsorten dieses Feldes, so ist die Ausgangslage der InterviewpartnerInnen eine ähnliche. Abgeleitet aus den Ergebnissen der Studie, wird darüber hinaus vor allem dem sozialen Kapital (Beziehungsnetze – Networking) ein besonders hoher Stellenwert beigemessen. Über welche Kapitalsorten die InterviewpartnerInnen in welchem Ausmaß verfügen, bietet das erhobene Material nur ansatzweise Auskunft. Da sich die InterviewpartnerInnen darüber hinaus in verschiedenen Phasen befinden (Abschluss des Studiums liegt unterschiedlich lang zurück) ist es schwierig, sich die soziale Positionierung anzusehen.

Wozu der Rahmen dieser Forschung Möglichkeit bietet, ist das Nachzeichnen der charakteristischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata der InterviewpartnerInnen – die Dispositionen des Habitus, die im Prozess der sozialen Positionierung eine bedeutende Rolle spielen. Beitragen soll dies zum Verständnis der Logik ihrer unterschiedlichen Zugangs-/Handlungsweisen in der Übergangsphase zwischen Studium und Beruf. Wichtig ist dabei, die „Geschichtlichkeit“ des Habitus (die Bedeutung der Herkunft/des Lebensweges)

mitzudenken und seiner „Körperlichkeit“⁴⁰ (das Auftreten, die Art zu Reden) Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Darstellung erfolgt in Form einer Typologisierung, in die zwei stark differierende Zugänge Eingang finden. Abhängig davon, ob die InterviewpartnerInnen die möglichen Schwierigkeiten in der Zeit nach Abschluss des Studiums eher auf strukturelle oder individuelle Aspekte zurückführen, ergeben sich unterschiedliche Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata. In der Gegenüberstellung wird lediglich auf die zwei konträrsten Positionen eingegangen. Sie können als exemplarische Beispiele der beiden Zugangsweisen verstanden werden, dürfen aber nicht verallgemeinert werden. Eine Tendenz zur einen oder anderen Sichtweise, die schließlich ähnliche Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata hervorbringt, ist aber bei allen InterviewpartnerInnen zu erkennen.

Habitus I kennzeichnet sich durch einen schnellen Abschluss des Studium und langfristig vorausschauende Planung von Praktikum und Berufseinstiegsmöglichkeiten. Wohin der berufliche Weg konkret gehen könnte, ist aber lange Zeit nicht klar. Um sich viele Optionen offen zu halten, wird eine parteipolitische Vereinnahmung (sei es durch das Engagement bei Parteien/Studienrichtungsvertretungen oder das Absolvieren eines Praktikums in Organisationen/Unternehmen, die einer Partei nahe stehen) vermieden. Je besser und langfristiger die Planung, umso einfacher gestaltet sich auch der Berufseinstieg. Um Bewerbungsroutine und erstes Feedback hinsichtlich der Chancen in diversen Bereichen zu erhalten, wird die Jobsuche bereits vor Abschluss des Studiums begonnen. Eine kluge (= für einen Job nützliche) Auswahl der Schwerpunkte bzw. des Diplomarbeitsthemas ermöglicht es, eine spezielle Qualifikation (bzw. zumindest den Anschein einer solchen) vorzuweisen. Praktika werden zum Knüpfen von Kontakten genutzt. Um dabei erfolgreich zu sein, ist ein angepasstes, freundliches Verhalten von großer Bedeutung. Besondere Aufmerksamkeit wird jenen MitarbeiterInnen entgegengebracht, die im Hinblick auf einen Jobeinstieg hilfreich sein könnten. Die „geschickte“ Präsentation der eigenen Person (Entschlossenheit und Stärken vermitteln, dabei aber nicht zu aufdringlich sein) ist ein bewusster Prozess, der keine Mühe

⁴⁰ Dies konnte in der Interviewsituation zumindest ansatzweise beobachtet werden.

bereit. Im Rahmen der Jobsuche wird auf bestehende Kontakte zurückgegriffen, was in der Folge auch den schnellen Berufseinstieg ermöglicht. Sicheres Auftreten und gute Rhetorik (Dialekt wird nicht gesprochen) sind hervorstechende Merkmale dieses Typs. Schwierigkeiten beim Jobeinstieg werden weniger auf strukturelle Rahmenbedingungen, sondern viel eher auf das Fehlverhalten der AkteurInnen selbst zurückgeführt. Die soziale Herkunft wird dabei als kein entscheidender Faktor angesehen.

Habitus II stellt die strukturelle Ebene in den Mittelpunkt der Thematik. Ausgangspunkt einer umfassenden Kritik des Bildungswesens ist das Studium der Politikwissenschaft. Aufgrund fehlender Professionalisierung (z.B. kein in den Studienplan integriertes Pflichtpraktikum) bringt das Studium AbsolventInnen hervor, die über keine praktischen Fertigkeiten verfügen, illusorischen Vorstellungen über die Jobchancen nach dem Studium nachhängen und in der Folge mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert sind. Würden Praktika tatsächlich einen Ausbildungszweck verfolgen, könnte diesen Problemen entgegengewirkt werden. Die absolvierten Praktika erfüllen die Erwartungen zwar nicht, werden aber als einzige Chance betrachtet, den Lebenslauf zu bereichern. Im Unterschied zu vergangenen Zeiten, wo der berufliche Werdegang nach einem Studium klarer war, gibt es heute keine Mechanismen mehr, die zu einem bestimmten Ziel führen. Auf dem Weg zum Berufseinstieg spielt Glück eine nicht unbedeutende Rolle. Die Erwartungen der (nicht-akademischen) Eltern, die nach wie vor davon ausgehen, dass sich mit Abschluss eines Studiums ein dementsprechender beruflicher Erfolg einstellt, begleiten die Jobsuche. Hinzu kommt, dass beispielsweise im Hinblick auf Bewerbungsgespräche neue Herausforderungen zu meistern sind. Ist aufgrund der sozialen Herkunft das Selbstbewusstsein nicht übermäßig stark ausgeprägt, bedeuten solche Situationen immer das Überschreiten einer Schwelle. Man muss über den eigenen Schatten springen, sich mit unangenehmen Situationen konfrontieren und schließlich fähig sein, aus den Fehlern zu lernen. Die Bedeutung der eigenen sozialen Herkunft und ihrer Konsequenzen im Bewusstsein (finanzielle Ebene – Praktika nicht für alle leistbar; Verhalten - fehlendes Selbstbewusstsein), richtet dieser Habustyp den Blick auf die Strukturen, deren Veränderung eine Entschärfung der Problematik bewirken könnte.

6.3 Schlussfolgerungen und Ausblick

Alle InterviewpartnerInnen bezeichnen die Übergangsphase zwischen Studium und Beruf als schwierige Situation. Zusammenhängen tut das in manchen Fällen gar nicht so sehr mit der konkreten Erfahrung einer langen Jobsuche oder Praktikumsphase, sondern mehr noch mit einer Desillusion bezüglich der Chancen auf die „erträumte“ berufliche Tätigkeit sowie einer generellen Unsicherheit, die aus der Wahrnehmung resultiert, dass der berufliche Lebensweg aufgrund der strukturellen Rahmenbedingungen (z.B. Bedeutungsanstieg befristeter Verträge, freie Mitarbeit) schwer planbar ist.

Dem AbsolventInnenpraktikum wird in dieser Phase ein hoher Stellenwert beigemessen. Für die Mehrheit der InterviewpartnerInnen bietet das Praktikum eine gute Möglichkeit des „sich Beschäftigens“. Es bewahrt vor unerwünschter Untätigkeit, zu welcher man im Falle einer längeren Jobsuche gezwungen wäre. Gleichzeitig werden Praktika (nicht nur AbsolventInnenpraktika) als unumgänglich angesehen, da der Jobeinstieg ohne jegliche berufliche Erfahrung als besonders problematisch wahrgenommen wird.

Innerhalb dieses Rahmens variieren nun die Sichtweisen bezüglich des Nutzens von Praktika. Je weniger klar die Vorstellungen über den beruflichen Werdegang sind, desto stärker steht im Vordergrund, dass das Praktikum eine Orientierung/Horizontenerweiterung ermöglicht. Sind konkrete Berufspläne vorhanden, tritt dieser Aspekt in den Hintergrund. Praktika dienen dann viel eher dazu, einen Fuß in den gewünschten Bereich zu setzen, erste Kontakte zu knüpfen und den Lebenslauf zu bereichern. Während diese Zugangweise im Rahmen einer „strategischen“ Planung des Berufseinstiegs betrachtet werden muss, bleibt erstere viel stärker auf einen ersten Einblick in die Arbeitsabläufe eines Unternehmens sowie den Erwerb von praktischen Fertigkeiten und Kenntnissen beschränkt. Welche Funktion dem Praktikum zugedacht wird, hängt außerdem damit zusammen, wie das Studium der Politikwissenschaft bewertet wird. Je stärker davon ausgegangen wird, dass das Studium keine Vermittlung praxisrelevanter Fertigkeiten ermöglicht, desto höher ist dieser Stellenwert im Rahmen des Praktikums.

Zu erkennen ist, dass bei der Thematisierung des Nutzens von Praktika u. a. Aspekte angesprochen werden, die den Ausbildungscharakter betonen. Die geschilderten Erfahrungen der InterviewpartnerInnen entsprechen diesen Erwartungen aber nicht immer. Vielmehr lassen sie die Einschätzung zu, dass einige der AbsolventInnenpraktika weniger als Ausbildungs- denn als reguläre Arbeitsverhältnisse konzipiert sind. Diese Praxis wird von vielen InterviewpartnerInnen zwar generell als problematisch empfunden, auf die eigene Erfahrung umgelegt bedeutet dies aber auch, dass verantwortungsvolle Tätigkeiten übernommen werden können, was als gute Lernmöglichkeit erachtet wird. Zu interpretieren ist dieser Zugang im Hinblick auf die Tatsache, dass nur eine Interviewpartnerin nach dem Studium mehr als ein Praktikum absolviert hat.

Die Mehrheit der InterviewpartnerInnen geht davon aus, dass dem AbsolventInnenpraktikum keine reguläre Anstellung im selben Unternehmen folgen wird. Um dennoch einer beruflichen Tätigkeit näher zu kommen, wird das Praktikum zum Knüpfen von Kontakten genutzt. „Networking“ entpuppt sich als zentrales Thema – soziales Kapital wird als ausschlaggebend für einen relativ unproblematischen Jobeinstieg angesehen. Insbesondere hier wird die Bedeutung des Habitus sichtbar, der bewirkt, dass das Knüpfen (und spätere Nutzen) von Kontakten auf der einen Seite als akzeptierte Praxis betrieben wird, auf der anderen Seite eine Scheu bzw. sogar Abneigung hervorruft.

Obwohl die geschilderten Praktikaerfahrungen Merkmale der Prekarität aufweisen, den Erwartungen nicht immer entsprechen und darauf schließen lassen, dass manche PraktikantInnenstellen reguläre Arbeitsplätze ersetzen, wird das AbsolventInnenpraktikum aufgrund seines begrenzten Zeitraumes, seines „Übergangscharakters“ und seiner relativ guten Planbarkeit, als weitaus weniger problematisch angesehen, als beispielsweise erste befristete Teilzeitarbeitsverhältnisse oder Werkvertragsarbeiten, die schließlich den „wirklichen“ Einstieg in das Berufsleben markieren, oftmals aber nicht als „richtige“ Jobs angesehen werden (geringe Bezahlung, Befristung).

Die Analyse der Denk- Wahrnehmungs- und Handlungsschemata zeigt schließlich, dass die InterviewpartnerInnen die Probleme beim Jobeinstieg

tendenziell eher auf strukturelle Rahmenbedingungen oder aber auf persönliche Verhaltensweisen/Entscheidungen zurückführen.

Aus den Ergebnissen der Studien lassen sich eine Reihe weiterführender Forschungsfragen ableiten. Als erstes wäre die Bedeutung des Networkings in den Blick zu nehmen. Dass berufsrelevante soziale Netzwerke zu einem leichteren Jobeinstieg beitragen, wird von den InterviewpartnerInnen ausführlich thematisiert. Ist aufgrund der sozialen Herkunft ein solches Netzwerk nicht vorhanden, kann folglich im Zuge eines Praktikums der Grundstein dazu gelegt werden. Von Interesse ist wie diese Netzwerke funktionieren und aufgebaut werden, wodurch sich erfolgreiches Networking kennzeichnet und wer davon profitieren kann bzw. ausgeschlossen bleibt. Die soziale Netzwerkanalyse könnte in diesem Rahmen als methodischer Ausgangspunkt herangezogen werden.

Weiters wurde deutlich, dass insbesondere die ersten beruflichen Erfahrungen im Rahmen atypischer (oftmals prekärer) Beschäftigungsverhältnisse gesammelt werden. Ob dieser Einstieg dazu führt, dass sich die AbsolventInnen immer wieder in solchen Beschäftigungsverhältnissen wieder finden (bzw. wie lange sich die Dauer zwischen Abschluss des Studiums und einem ersten so genannten Normalarbeitsverhältnis gestaltet), ließe sich im Rahmen einer Panelstudie erheben, in der dieselben Personen über einen längeren Zeitraum hinweg immer wieder befragt werden.

Schließlich könnten konkrete Unternehmen/Institutionen in den Blick genommen werden, in denen viele Praktikumsplätze angeboten werden bzw. so genannte PraktikantInnenräder (PraktikantIn folgt PraktikantIn) ablaufen. Die Rolle der PraktikantInnen im Unternehmen, Art und Verantwortungsgrad ihrer Tätigkeit, Betreuung und Bezahlung könnten aus der Perspektive der PraktikantInnen selbst, ihrer KollegInnen und schließlich auch Vorgesetzten thematisiert werden.

Im Rahmen von stärker narrativ orientierten qualitativen Interviews könnten schließlich auch Gemeinsamkeiten und Unterschiede subjektiver Verarbeitung von Prekarität bei Betroffenen bildungsferner sowie bildungsnaher Schichten herausgearbeitet werden.

7) LITERATURVERZEICHNIS

- **Altvater, Elmar/ Birgit Mahnkopf** (2002): Globalisierung der Unsicherheit: Arbeit im Schatten, schmutziges Geld und informelle Politik. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- **Arbeitsmarktservice Österreich** (2007⁶): Jobchancen nach dem Studium. Kultur- und Humanwissenschaften. Wien: Arbeitsmarktservice Österreich, Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.
- **Barets, Paul/ Pierre Bourdieu** (1997): Mobilisierung gegen den Neoliberalismus. Supplement der Zeitschrift Sozialismus 6/97. Hamburg: VSA-Verlag.
- **Barlösius, Eva** (2006): Pierre Bourdieu. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- **Bechtle, Günter/ Dieter Sauer** (2003): Postfordismus als Inkubationszeit einer neuen Herrschaftsform. In: Das neue Marktregime. Konturen eines nachfordistischen Produktionsmodells. Hamburg: VSA-Verlag. Seite 35-54.
- **Biffl, Gudrun** (2000): Massenuniversität und Veränderungen im Beschäftigungssystem. In: Mitterauer, Lukas/ Walter Reiter (Hrsg.): Der Arbeitsmarkt für AkademikerInnen in Österreich. Seite 23-67.
- **Bittlingmayer, Uwe H.** (2001): „Spätkapitalismus“ oder „Wissengesellschaft“? Anmerkungen zu blinden Flecken einer Debatte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage der Zeitschrift „Das Parlament“. 3/2001. Seite 15-23.
<http://www.bpb.de/files/Z32LKV.pdf>
(14. Oktober 2008)
- **Bittlingmayer, Uwe H. et al.** (2002) (Hrsg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Opladen: Verlag Leske + Budrich.
- **Bohn, Cornelia** (2005): Eine Welt-Gesellschaft. Operative Gesellschaftskonzepte in den Sozialtheorien Luhmanns und Bourdieus. In: Colliot-Thélène et al. (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Seite 43-78.
- **Bourdieu, Pierre** (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

- **Bourdieu, Pierre** (1995³): Sozialer Raum und „Klassen“. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- **Bourdieu, Pierre/ Loïc J. D. Waquant** (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- **Bourdieu, Pierre** (1997a): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur 1. Hamburg: VSA-Verlag.
- **Bourdieu, Pierre et al.** (1997b): Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens. Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- **Bourdieu, Pierre** (1998a): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- **Bourdieu, Pierre** (1998b): Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- **Bourdieu, Pierre** (1999): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- **Bourdieu, Pierre** (2000): Die zwei Gesichter der Arbeit. Konstanz: UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- **Bourdieu, Pierre** (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- **Bourdieu, Pierre et al.** (2006): Der Einzige und sein Eigenheim. Hamburg: VSA-Verlag.
- **Briedis, Kolja/ Karl-Heinz Minks** (2007): Generation Praktikum – Mythos oder Massenphänomen? HIS-Projektbericht. HIS Hochschul-Informationssystem GmbH. Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

<http://www.his.de/pdf/22/generationpraktikum.pdf>
(15. November 2008)
- **Brinkmann, Ulrich et al.** (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer

Beschäftigungsverhältnisse. Bonn: Wirtschafts- und sozialpolitisches Forschungs- und Beratungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung.

- **Bude, Heinz/ Andreas Willisch** (2008): Die Debatte über die „Überflüssigen. Einleitung. In: Bude, Heinz/ Andreas Willisch (Hrsg.): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Seite 9-30.
- **Calhoun, Craig et al.** (1993) (Hrsg.): Bourdieu. Critical Perspectives. Cambridge: Polity Press.
- **Candeias, Mario** (2007): Handlungsfähigkeit durch Widerspruchsorientierung. Kritik der Analysen von und Politiken gegen Prekarisierung. In: Klautke, Roland/ Brigitte Oehrlein (Hrsg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Seite 43-61.
- **Castel, Robert** (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage: eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK, Universitätsverlag Konstanz GmbH.
- **Celikates, Robin** (2006): Zwischen Habitus und Reflexion.: Zu einigen methodischen Problem in Bourdieus Sozialtheorie. In: Hillebrand, Marc et al. (Hrsg.): Willkürliche Grenzen. Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung. Seite 73-90.
- **Colliot-Thélène et al.** (2005) (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- **Corell, Lena et al.** (2004): Innovative Potentiale einer genderkompetenten Arbeitsforschung. In: Baatz, Dagmar et al. (Hrsg.): Hauptsache Arbeit. Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot. Seite 255-277.
- **Faschingeder, Gerald et al.** (2005): Ökonomisierung der Bildung. Tendenzen, Strategien, Alternativen. Wien: Mandelbaum Verlag.
- **Funder, Maria** (2004): (K)ein Ende der Geschlechterungleichheit? Arbeit und Geschlecht als Medien der Inklusion und Exklusion in Organisationen. In: Baatz, Dagmar et al. (Hrsg.): Hauptsache Arbeit. Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster: Westfälisches Dampfboot. Seite 47-69
- **Froschauer, Ulrike/ Manfred Lueger** (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitätsverlag.

- **Giesecke, Johannes** (2006): Arbeitsmarktflexibilisierung und Soziale Ungleichheit. Sozio-ökonomische Konsequenzen befristeter Beschäftigungsverhältnisse in Deutschland und Großbritannien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- **Groh, Olaf** (2002): Neoliberalismus als hegemoniales Projekt. Zur Erklärungskraft der politischen Soziologie Pierre Bourdieus. In: Bittlingmayer, Uwe H. et al. (Hrsg.): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus. Opladen: Verlag Leske + Budrich. Seite 197-223
- **Gröhn, Dieter/ Heidemarie Hecht** (2007): Generation Praktikum? Prekäre Beschäftigungsformen von HochschulabsolventInnen und -absolventen. Studie des Arbeitsbereichs AbsolventInnenforschung der FU Berlin. Im Auftrag der DGB-Jugend und der Hans-Böckler-Stiftung.
http://www.boeckler.de/pdf/fof_praktikum_2007.pdf
(15. November 2008)
- **Hauer, Dirk** (2007): Umkämpfe Normalität. Prekarisierung und die Neudefinition proletarischer Reproduktionsbedingungen. In: Klautke, Roland/ Brigitte Oehrlein (Hrsg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Seite 30-42.
- **Hillebrand, Mark et al.** (2006) (Hrsg.): Willkürliche Grenzen. Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung. Bielefeld: transcript Verlag.
- **Hirsch, Joachim/ Roland Roth** (1986): Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Postfordismus. Hamburg: VSA-Verlag.
- **Hofstätter, Maria** (2000): Bildung zahlt sich aus – auch künftig! Der AkademikerInnenarbeitsmarkt in Österreich. In: Mitterauer, Lukas/ Walter Reiter (Hrsg.): Der Arbeitsmarkt für AkademikerInnen in Österreich. Seite 273-278.
- <http://derstandard.at/?url=/?id=1226396993695> (25. November 2008)
- <http://lexion.calsky.com/de/txt/r/re/referendariat.php> (17. November 2008)
- <http://sociology.berkeley.edu/faculty/wacquant/> (12. November 2008)
- <http://wirtschaftsblatt.at/archiv/345847/index.do> (22. November 2008)
- http://www.ams.at/docs/001_am_bildung_1008.pdf (25. November 2008)

- <http://www.answers.com/topic/new-deal> (20. November 2008)
- <http://www.attac.at/6027.html> (30. Oktober 2008)
- <http://www.boeckler.de/31.html> (18. November 2008)
- <http://www.generation-praktikum.at/medienecho.aspx> (25. November 2008)
- http://www.parlinkom.gv.at/PG/DE/XXIII/A/A_00742/imfname_108940.pdf (24. November 2008)
- http://www.zeit.de/2005/14/Titel_2fPraktikant_14?page=5 (22. November 2008)
- **Kaindl, Christina** (2007): Neoliberalismus: hochtechnologische Produktionsweise und prekarierte Lebensweise. In: Klautke, Roland/ Brigitte Oehrlein (Hrsg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Seite 18-29.
- **Krais, Beate** (2005): Die moderne Gesellschaft und ihre Klassen: Bourdieus Konstrukt des sozialen Raums. In: Colliot-Thélène et al. (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Seite 79-105.
- **Krais, Beate/ Gunter Gebauer** (2008): Habitus. Bielefeld: transcript Verlag.
- **Mackert, Jürgen** (2006): Die Macht des Neoliberalismus und das Schicksal des Staates. Kritische Anmerkungen zu Pierre Bourdieus zeitdiagnostischen Eingriffen. In: Florian, Michael/ Frank Hillebrandt (Hrsg.): Pierre Bourdieu: Neue Perspektiven für die Soziologie der Wirtschaft. Seite 197-220.
- **Mikl-Horke, Gertraude** (2008): Sozialwissenschaftliche Perspektiven der Wirtschaft. München/Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.
- **Moser, Johannes** (2003): Die verheißungsvollen Versprechungen der neuen Ökonomie. Arbeitsalltag in Dienstleistungsbranchen in Frankfurt am Main. In: Hess, Sabine/ Johannes Moser (Hrsg.): Kultur der Arbeit – Kultur der neuen Ökonomie. Kulturwissenschaftliche Beiträge zu neoliberalen Arbeits- und Lebenswelten. Seite 89-104.

- **Müller, Hans-Peter** (2005): Handeln und Struktur. Pierre Bourdieus Praxeologie. In: Colliot-Thélène, Catherine (Hrsg.): Pierre Bourdieu: deutsch-französische Perspektiven. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Seite 21-42.
- **Pelizzari, Alessandro** (2007): Verunsicherung und Klassenlage. Anmerkungen im Anschluss an die Prekarisierungsforschung von Pierre Bourdieu. In: Klautke, Roland/ Brigitte Oehrlein (Hrsg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Seite 62-78.
- **Redak, Vanessa et al.** (2008): Editorial: Prekarisierung und kritische Gesellschaftstheorie. In: Kurswechsel 1/2008: Prekarisierung und kritische Gesellschaftstheorie. Seite 3-13.
- **Reinders, Heinz** (2005): Qualitative Interviews mit Jugendlichen führen. Ein Leitfaden. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.
- **Schopf, Anna/ Paul Ringler** (2007): Arbeit ohne Wert? Strukturmerkmale der PraktikantInnen-Beschäftigung im Hochschulkontext in Österreich. Eine quantitative Studie. Wien: Plattform Generation Praktikum.
- **Schultheis, Franz** (2007): Bourdieus Wege in die Soziologie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- **Schürz, Martin** (2008): Pierre Bourdieus Ungleichheitssoziologie und Amartya Sens Fähigkeitsansatz. Unterschiedliche Perspektiven auf gesellschaftliches Leid. In: Kurswechsel 1/2008: Prekarisierung und kritische Gesellschaftstheorie. Seite 46-55.
- **Schwingel, Markus** (2005): Pierre Bourdieu zur Einführung. Hamburg: Junius.
- **Shusterman, Richard** (1999): Bourdieu. A critical reader. Oxford/Malden: Blackwell Publishers.
- **Steinrücke, Margarete** (2004) (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen. Hamburg: VSA-Verlag.
- **Szydlik, Marc** (2008): Flexibilisierung und die Folgen. In: Szydlik, Marc (Hrsg.): Flexibilisierung. Folgen für Arbeit und Familie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. Seite 7-22.
- **Tálos, Emmerich** (1999) (Hrsg.): Atypische Beschäftigung. Internationale Trends und sozialstaatliche Regelungen. Wien: Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

- **Verein für Konsumenteninformation** (2006) (Hrsg.): Atypisch beschäftigt – Ihre Rechte. Wien: ÖGB-Verlag.
- **Voß, G. Günter/ Cornelia Weiß** (2005): Ist der Arbeitskraftunternehmer weiblich? In: Lohr, Karin/ Hildegard Maria Nickel (Hrsg.): Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen. Münster: Westfälisches Dampfboot. Seite 65-91.
- **Witzel, Andreas** (2000): Das problemzentrierte Interview. FQS: Qualitative Social Research. Sozialforschung.

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>
(20. November 2008)

8) ANHANG

A) ZUSAMMENFASSUNG

Im Rahmen dieser Diplomarbeit wurde eine qualitative Studie durchgeführt, welche sich den Situationen von PolitikwissenschaftlerInnen widmet, die nach dem Studium ein Praktikum abgeschlossen haben. Im Zuge dessen wurden sieben problemzentrierte Interviews durchgeführt und themenanalytisch ausgewertet.

Eingebettet wurde diese Studie in eine Auseinandersetzung mit den theoretischen Konzeptionen Pierre Bourdieus. Im Mittelpunkt stand dabei das Konzept des Habitus, welches im Rahmen der Interpretation des empirischen Materials wieder Eingang fand. Des Weiteren erfolgte eine Analyse des Begriffes der Prekarität sowie der strukturellen Rahmenbedingungen, die für das Phänomen der „Generation Praktikum“ maßgeblich sind.

Die Ergebnisse der qualitativen Studie, die sich in die großen Kategorienblöcke „Das Praktikum an und für sich“, „Studium-Praktikum-Beruf: Interaktionen“ sowie „Schwierigkeiten-Hürden-Hindernisse“ gliedern lassen, geben Auskunft über den Praktikalltag der AbsolventInnen, die Strategien bei der Jobsuche, die Praxis des Networkings, das Bild vom Studium und diverse Schwierigkeiten, die die Phase zwischen Studium und ersten beruflichen Erfahrungen kennzeichnen. Im Anschluss an die Auswertung erfolgte eine Verknüpfung mit der Theorie – im ersten Schritt wurden die Ergebnisse mit den Dimensionen der Prekarität in Verbindung gebracht, im zweiten erfolgte eine Typologisierung, die zum Zweck der Verdeutlichung zweier sehr divergierender Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata vorgenommen wurde.

B) ABSTRACT

This thesis is based on a qualitative study, which focuses on the situation of political science alumni, who did an internship after they finished their degree program. Seven problem-centred interviews were conducted and subsequently interpreted within the framework of theme-analysis.

The study was embedded in a presentation of certain theoretical conceptions of Pierre Bourdieu, most importantly the concept "Habitus", which was used later on to interpret the empirical material. Furthermore an analysis of the term precarity was carried out and the structural conditions, which are significant for the phenomena "Generation Internship", were illustrated.

The results of this study, which can be divided in three main categories "The internship in and of itself", "Degree-internship-job: Interactions" and "Difficulties-obstacles", highlight internship life, strategies used by the interview partners in finding employment, their approach to networking, how they regard their degree and the problems they are confronted with in the phase between finishing their studies and gaining first work experience. After obtaining the results, the theory was connected to the empirical material – first the results were linked to the dimensions of precarity, secondly two opposing approaches were outlined to show distinct schemes of perception, thinking and acting.

c) LEBENSLAUF

Persönliche Daten

Name	Daniela Hermetinger
Geburtsdatum	22. Jänner 1984
Geburtsort	Grieskirchen

Schulbildung

1990-1994	Volksschule Gallspach
1994-1998	Hauptschule 1 Grieskirchen
1998-2003	Bundeshandelsakademie II Wels
seit 2003	Studium der Politikwissenschaft Wien (Auslandssemester Spanien 2007)

Ferialarbeit

2000	Moden Koller Grieskirchen (Boutique)
2002-2003	Bezirksaltenheim Grieskirchen
2004-2008	St. Carolus Altenheim Wien

Praktika

September 2005	Paulo Freire Zentrum (Zentrum für transdisziplinäre Entwicklungsforschung und -bildung)
Jänner 2006	ADA (Austrian Development Agency)

Berufserfahrung

März 2006-Jänner 2007	Freie Mitarbeit in der Redaktion des Paulo Freire Zentrums
Seit Herbst 2008	Mitglied des Redaktionsteams der Grünen Bildungswerkstatt Wien

D) INTERVIEWLEITFADEN

Einstiegsfrage:

Möchtest du einfach mal erzählen, wie es bei dir nach dem Studium weitergegangen ist?

- In welcher Situation hast du dich nach Abschluss deines Studiums befunden? Gab es konkrete Berufspläne? Hast du schon während des Studiums darauf hingearbeitet?
- Wolltest du nach dem Studium ein ganz bestimmtes Praktikum machen oder hattest du Interesse an verschiedenen Bereichen? Hast du dich für mehrere Praktika beworben? Wann hast du dich beworben (vor oder nach Abschluss des Studiums)? Wie bist du letztendlich zu deiner Praktikumsstelle gekommen?
- War das Praktikum bezahlt? Wie hast du dir während dieser Zeit dein Leben finanziert? Wie lange hat das Praktikum gedauert? Wie viele Stunden hast du gearbeitet? Welche Arbeit hast du geleistet? Gab es Hinweise darauf, dass das Praktikum möglicherweise einen regulären Job in der Institution/dem Unternehmen nach sich ziehen könnte?
- Mit welchen Erwartungen bist du in das Praktikum gegangen? Wurden sie erfüllt?
- Welche Auswirkungen hatte das Praktikum auf deine spätere Jobsuche/den Jobeinstieg? Hast du dich schon vor Antritt des Praktikums für „reguläre“ Jobs beworben? Wurde ein Praktikum in Erwägung gezogen, weil du keinen Job finden konntest? Wie gestaltete sich bei dir der Berufseinstieg?
- Was hast du von der Debatte um die „Generation Praktikum“ mitbekommen? Ist der Gegenstand ein Gesprächsthema in deinem Freundeskreis?

- Wie beurteilst du die Diskussion? Fühlst du dich der Generation Praktikum zugehörig? Wie kam es deiner Meinung nach zu dieser Entwicklung?
- Wie hast du dich in der Zeit zwischen Studium und ersten beruflichen Erfahrungen gefühlt? Warst du mit Schwierigkeiten konfrontiert?
- Betrachtetest du die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes (Werkverträge, Teilzeit, häufigerer Arbeitswechsel) als Vor- oder Nachteil im Hinblick auf deine Vorstellung von „Arbeit“?